1,70 DM / Band 335
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13.-



NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Band 1 des fünfteiligen Jane-Collins-Abenteuers.

Die goldenen Skelette

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Die goldenen Skelette

John Sinclair Nr. 335

Teil 1/5

von Jason Dark

erschienen am 04.12.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die goldenen Skelette

Sie war tot und lebte dennoch. Aber sie war kein Zombie, sondern hockte in einer magisch vereisten Vitrine, deren Kälte auch die Wundlöcher unter ihrer linken Brust fast geschlossen hatte.

Eigentlich unterschied sie sich in nichts von einem normalen Menschen. Bis auf eine Kleinigkeit: Sie besaß kein Herz mehr!

Das hatte ihr jemand genommen. Auf schlimme, auf grausame Art und Weise.

Ich konnte es einfach nicht glauben, als ich die Person anstarrte, die Jane Collins hieß, in ihrem normalen menschlichen Leben eine gute Privatdetektivin gewesen war, anschließend zur Hexe wurde, den Teufel dann angeblich verraten hatte und von diesem Zeitpunkt an gnadenlos von ihm verfolgt wurde.

Bis zum bitteren Ende.

Jane Collins hatte ihr Herz verloren. Von einem jungen Mann namens Pierre Trudot, einem Teufelsdiener, war sie in die Falle gelockt worden.

Jane hatte diesen Jungen unterschätzt und war in einer magischen Vitrine eingesperrt gewesen, als der Junge das Messer genommen hatte.

Ich selbst war nicht dabei gewesen. Man kann eben nicht immer im letzten Augenblick eingreifen, wie es oft im Film gezeigt wird.

Nein, als der große Retter konnte ich mich wirklich nicht bezeichnen, möglicherweise als ein Verlierer.

Ich stöhnte auf, als ich an die Szene dachte. Um den Mörder hatte ich mich nicht gekümmert. Paul Meurisse übernahm ihn, ein französischer Geheimagent. Ich hatte nur die Vitrine gesehen und deren Inhalt.

Jane Collins hockte in ihr. Vereist und zudem gefesselt. Die Stricke hatte ich aufgetrennt, aber die Haltung war die gleiche geblieben. Noch immer saß sie.

Steif, vereist, tot…

Kann ein Mensch weiterleben, dem das Herz genommen wurde?

Nein, auch nicht durch ein medizinisches Wunder, höchstens durch ein magisches, und das schien hier tatsächlich eingetreten zu sein, denn Jane Collins saß nicht allein in der Vitrine, bei ihr befand sich ein Gegenstand, um den es zahlreiche Kämpfe und Auseinandersetzungen gegeben hatte.

Es war der Würfel des Unheils!

Er lag auf ihrem Schoß. In gleicher Entfernung zum Körper und den angewinkelten Beinen. Eine geheimnisvolle Waffe, die jeder besitzen wollte und deren Herkunft noch ungeklärt war. Ich hatte dem Würfel ebenso nachgejagt wie der Satan, auch Jane Collins natürlich, und ihr war es schließlich gelungen, ihn in ihren Besitz zu bringen. So recht getraut, ihn entsprechend einzusetzen, hatte sie sich nicht. Über die Gründe konnte ich nur spekulieren, was sich nicht lohnte. Jedenfalls besaß sie den Würfel, und er hatte sie auf irgendeine Art und Weise geschützt.

Für mich, der ich vor der Vitrine gestanden hatte, war es wirklich seltsam gewesen, denn plötzlich hatte sich eine alte Bekannte bei mir gemeldet.

Tanith…

Die Astrologin, die Wahrsagerin, die dank ihrer Kräfte einen Weg in das Zwischenreich gefunden hatte, nachdem sie brutal ermordet worden war.

Sie hatte mir erklärt, daß es eine Chance für Jane Collins geben würde.

Und sie hatte durch den Würfel gesprochen.

Das war neu für mich. Tanith, der Würfel und Jane Collins. Wie konnte ich die drei Dinge unter einen Hut bringen? Wahrscheinlich gar nicht, denn die vierte Tatsache war viel interessanter, wenn auch rätselhafter.

Tanith hatte von den drei goldenen Skeletten gesprochen und deren drei Herzen, ebenfalls aus Gold und dafür ausersehen, Jane Collins aus ihrem leblosen Zustand zu erwecken.

Unmöglich!

Das war mein erster Gedanke gewesen. Man konnte einen Menschen, dem das Herz fehlte, nicht mehr zurückholen. Dann jedoch hatte ich nachgedacht. War Jane Collins überhaupt ein Mensch gewesen?

Diese Frage beschäftigte mich sehr. Der Geist des Rippers war in sie gefahren und hatte sie zu einer leichten Beute der Oberhexe Wikka werden lassen. Natürlich konnte man Hexen töten. Man brauchte magische Waffen dazu. Soviel ich wußte, hatte Pierre, Janes Mörder, keine magische Waffe benutzt, sondern ein normales Messer.

Da hakte es bei mir ein. Obwohl Jane wie tot in der Vitrine hockte, wollte ich nicht so recht daran glauben, daß sie endgültig gestorben war.

Ich maß den Worten der verstorbenen Tanith eine sehr große Bedeutung zu. Wie dem auch war. Wenn ich Genaueres wissen wollte, mußte es mir gelingen, die drei Skelette und damit auch deren vergoldete Herzen zu finden.

Wo ich mit der Suche anfangen mußte, war mir nicht bekannt.

Zunächst einmal tappte ich völlig im dunkeln.

Das Eis, das die ehemalige Detektivin bedeckt hielt, schien kein normales zu sein, denn es war nicht getaut. Ich hatte den Deckel der Vitrine wieder geschlossen. Zudem stand sie nicht in einer Kühlbox.

Dennoch taute das Eis nicht weg. Also mußte es mehr sein als nur gefrorenes Wasser.

Was war es dann?

Magisches Eis? Ein Konservierungsmittel etwa? Da gab es sicherlich zahlreiche Möglichkeiten. Für mich hatte es keinen Sinn, wenn ich mir hier den Kopf zerbrach. Wichtig waren allein die drei goldenen Skelette, sie bildeten die Verbindung.

Jemand betrat den Raum, in dem ich mich zusammen mit Jane Collins aufhielt.

Es war Suko. Für einen Moment blieb er an der Tür stehen. Sein Lächeln war nicht echt. Er schaute mich an und näherte sich mir mit lautlosen Schritten.

»Es ist alles beim alten«, erklärte ich.

»Also keine Reaktion?«

»Nein.«

Suko schaute auf die Vitrine. Das an den Innenseiten wachsende Eis erschwerte die Sicht. Die Umrisse des Körpers waren nicht klar zu erkennen, und Suko sah keinen Grund, den Deckel der Truhe zu öffnen.

Er war in alles eingeweiht, zu erklären brauchte ich ihm nichts mehr.

»Meurisse wird gleich zurück sein.«

»Hat er alles geregelt?«

»Ja, er hat eine Maschine besorgt. Es ist der Privatjet eines Industriellen, den Meurisse kennt. Der Mann war ihm verpflichtet. Die Maschine ist schon gelandet und wird noch aufgetankt.«

Ich nickte.

Alles lief gut, denn Paul Meurisse hatte sich in der Tat zu einem großen Helfer entwickelt. Wir konnten nicht ewig hier in Paris bleiben, wo sich der Fall abgespielt hatte. London wartete auf uns und noch mehr die drei goldenen Skelette.

Jane sollte in London bleiben. Und zwar unter sicherer Obhut in den Kellern von Scotland Yard. Nur bestand das Problem, sie und die Vitrine von Paris nach London zu schaffen. Schlecht durchzuführen mit einem normalen Linienflug. Deshalb hatte Meurisse eine Privatmaschine gechartert. Daß es ein Düsenjet war, kam unseren Plänen sehr entgegen. So würden wir schneller in Heathrow landen, wo ein Spezialwagen wartete, der uns abholte.

»Und wann können wir fliegen?« fragte ich meinen Freund.

Der Inspektor hob die Schultern. »Die genaue Zeit steht noch nicht fest. Ich denke aber, daß es nicht mehr lange dauert. So eine Maschine ist ja schnell aufgetankt.«

Das glaubte ich auch.

Wir befanden uns in einem VIP-Raum. Niemand außer uns hatte Zutritt. Der Öffentlichkeit wurde so etwas vorenthalten. Paul Meurisse hatte für die nötige Absperrung gesorgt.

Die Leiche des Killers Pierre wurde ebenfalls nach London überführt.

Auch die Herzen seiner Opfer. Das letztere hatte ich angeordnet.

Man konnte nicht wissen, ob sie in Zukunft noch irgendeine Rolle in diesem äußerst geheimnisvollen und komplizierten Fall spielen würden.

Suko hatte in den letzten beiden Minuten in die Truhe geschaut.

Jetzt trat er zurück und fragte mich: »Wie fühlst du dich?«

»Bescheiden.«

»Kann ich mir vorstellen, John.« Er legte mir seine Hand auf die Schulter. »Was immer auch geschieht, ich bleibe an deiner Seite. Das heißt, du kannst dich auf mich verlassen.«

»Das weiß ich doch.«

»Trotzdem, ich wollte es dir nur noch einmal gesagt haben. Schließlich haben wir einiges vor.«

Wieder wurde die Tür geöffnet. Diesmal kam Paul Meurisse. Wie immer steckte zwischen seinen Lippen die unvermeidliche Schwarze.

Seine Gesichtsfarbe hatte einen grauen Ton angenommen. Der Mund bildete nur mehr einen Strich.

»Alles klar?« fragte ich ihn.

»Ja, wir können bald starten.« Er trat näher und deutete auf die Vitrine.

»Hat sich etwas verändert?«

»Nein!«

Meurisse legte die Stirn in Falten. »Glauben Sie denn, daß sich etwas verändern wird?«

»Nicht so schnell. Möglicherweise im Laufe der Zeit.«

»Dann taut sie auf, oder?«

»Damit kann man rechnen, muß aber nicht sein.«

Meurisse hob die Schultern. »Wenn ich ehrlich sein soll, verstehe ich das alles nicht. Aber das ist nicht mehr mein Bier. Zum Glück nicht.« Er schaute mir ins Gesicht. »Ich beneide Sie nicht, Sinclair, wirklich nicht.«

»Ich auch nicht.«

Er lachte. »Sie nehmen es mit Humor, das ist gut.«

Der Agent wußte nicht, welch eine Mitteilung ich erhalten hatte.

Ich hatte keinen Grund gesehen, ihm davon zu berichten. Er nahm an, daß Jane Collins auf eine normale Art und Weise eingefroren war und das Eis bald tauen würde.

Auch er schaute noch einmal in die Vitrine. Dabei schüttelte er den Kopf. »Ich begreife es nicht. Verdammt, ich kann es nicht fassen. Das ist für mich zu hoch. Wie kann ein Mensch so plötzlich einfrieren und dazu in dieser völlig normalen Vitrine sitzen?« Er hob die Schultern.

»Aber Sie sind ja mit diesen Dingen vertraut.« Dann schaute er auf die Uhr. »Es wird Zeit, die Maschine ist aufgetankt und wartet auf die Freigabe.«

»Können wir sofort starten?« fragte Suko.

»Ja.«

Mein Freund und ich hatten schon alles besprochen. Wir beide wollten die Vitrine zum Rollfeld tragen. Meurisse ging vor. Er öffnete uns die Tür, blieb davor stehen und schaute in den Gang, während wir die Vitrine anhoben.

Vom VIP-Raum aus zum Rollfeld konnten wir durch einen

unterirdischen Gang gelangen. Deshalb brauchten wir die Vitrine auch nicht zu verdecken. Meurisse hatte wirklich gut vorgearbeitet. Niemand begegnete uns. Wir waren allein, als wir die doch ziemlich schwere Vitrine durch den kahlen und von Leuchtstoffröhren grell erhellten Betontunnel ihrem eigentlichen Ziel entgegen trugen.

Am Ende des Ganges drang das leise Summen einer Rolltreppe an unsere Ohren. Wir konnten die Vitrine auf die schiefe Ebene stellen und mit ihr zusammen hochfahren. Am Ende der Treppe befand sich eine Eisentür, die Meurisse erst noch aufsperren mußte. Dazu nahm er einen passenden Vierkantschlüssel.

Warmer Wind wehte über diesen Teil des Flugfeldes, als wir es betraten. Dennoch war der Himmel bedeckt. Die Sonne hielt sich in diesem Sommer ziemlich versteckt.

Wir sahen den Jet. Seine etwas nach vorn gebogene Schnauze glotzte uns an wie das geschlossene Maul eines Haifisches. Weiter hinter erkannten wir den Tower und die großen Hallen. Maschinen landeten und starteten, hier auf diesem Teil sah uns niemand.

Eine Gangway war bereits an die Maschine herangefahren worden.

Der Pilot schaute aus seinem Cockpit. Das Gesicht wirkte schwammig hinter der Scheibe.

Lässig winkte er uns zu.

Paul Meurisse half uns, die Vitrine die Gangway hochzutragen.

Als wir das Innere der Maschine betraten, staunten wir beide. Es war wirklich kein normales Flugzeug, das man uns da zur Verfügung gestellt hatte. Der Innenraum glich einem Wohnzimmer, er war mit Teppichen ausgelegt. Bequeme Polstersessel warteten auf uns, direkte und indirekte Beleuchtung sorgte für verschiedene Lichtstärken, und unter den relativ großen Fenstern waren Schränke eingebaut.

Meurisse bemerkte unsere erstaunten Blicke und begann zu lachen.

»Geld müßte man haben, Freunde.«

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen.

»Und wenn ihr duschen wollt, braucht ihr nur ins Heck zu gehen. Dort findet ihr alles.«

Wir hatten die Vitrine abgesetzt. Ich fragte: »Wem gehört eigentlich die Maschine?«

»Einem Bekannten.«

»Und womit verdient er seine Brötchen?«

»Er ist im Öl- und Waffengeschäft. Der Kerl verdient am Golfkrieg jeden Tag ein kleines Vermögen.«

Ja, das konnte ich mir vorstellen. Wieder einmal wurde uns bestätigt, daß die Leute vom Geheimdienst sehr suspekte Beziehungen hatten.

Uns sollte es nicht kümmern. Wir waren froh, auf gute und sichere Art und Weise wieder nach England zu gelangen.

Wir hatten die Vitrine ungefähr in der Mitte der Maschine abgestellt.

Dort, so hofften wir, stand sie gut.
»Wollt ihr sie abdecken?« fragte Meurisse.
»Wäre vielleicht besser!«
Der Agent holte aus einem der Unterschränke eine Decke. Er breitete sie über die Fracht. »Jetzt kann ich dem Piloten Bescheid sagen. Er wird sich dann nur wundern.«
»Ist er nicht eingeweiht?«
»Nein, aber er ist es gewohnt, keine Fragen zu stellen. Bei dem Boß hat er sich das schnell abgewöhnt.«
Das konnte ich mir vorstellen.
Dennoch wurden wir begrüßt. Der Pilot, er hieß Daniel Ricon, meldete sich über Lautsprecher. Er sprach mit beruhigenden Worten, gab Wettermeldungen durch und erklärte, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach einen ruhigen Flug haben würden.
»Den haben wir uns auch verdient«, meinte Suko. »Erst die Katakomben, dann die Luft. Bin gespannt, wann wir wieder festen Boden unter den Füßen haben.«
»In etwas über einer Stunde«, bemerkte Meurisse trocken. Er schaute auf seine Uhr. »Für mich wird es Zeit. Dann wünsche ich Ihnen einen guten Flug. Und melden Sie sich von London aus, ja?«
»Machen wir.«
Wir reichten und die Hand und bedankten uns noch einmal für seine Hilfe.
Der Agent lachte. »Sie bedanken sich? Ich muß mich bedanken. Durch Ihre Hilfe haben wir das Problem mit den Riesenratten endlich lösen können.«
Das lag zum Glück alles hinter uns.
Meurisse winkte uns noch einmal zu, bevor er die Maschine verließ und der Ausstieg allmählich zuschwang. Mit einem satten Geräusch schloß er luftdicht ab.
Paris war vergessen, London wartete. Ich schaute durch ein Fenster in den bedeckten Himmel. Die Gangway wurde weggeschafft.
Suko fragte mich, ob ich etwas trinken wollte.
Ich entschied mich für einen Scotch. Den fanden wir in den Barschränken. Sogar Eis war vorhanden. Ich verzichtete darauf und schaute mir statt dessen die anderen Alkoholika an.
Diese Bar war perfekt ausgerüstet. Mancher Kneipier wäre vor Neid erblaßt.
Der Pilot ließ die Triebwerke an. Durch die Maschine lief ein Zittern.
Nicht sehr stark, nur der Whisky in meinem Glas wurde leicht unruhig und bewegte sich an der Oberfläche.
»Bitte schnallen Sie sich an!«
Ich hätte nach dem Start trinken sollen, stellte das Glas weg und folgte der über Lautsprecher geklungenen Aufforderung. Wenig später

preßte uns die Beschleunigung in die Sitze. Ich verspürte ein leichtes Magenziehen, wie immer bei einem Start.

Die Rollbahn wurde zu einem verwaschenen grauen Flecken.

Schattengleich huschte sie vorbei.

Wir hoben ab.

Suko und ich lächelten uns zu. Mein Partner und Freund winkte.

»Dann hätten wir es ja geschafft«, sagte er. »Ich freue mich auf London.«

»Ebenfalls«, sagte ich. Nur ahnten wir beide noch nicht, daß andere Mächte bereits die Regie übernommen hatten…

Zuerst waren es nur Gedanken!

Sie tauchten auf, aus der Tiefe, aus Zeit und Raum. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hatten für sie keinerlei Bedeutung.

Was Zeit war und bedeutete, interessierte sie nicht, wie wußten nur, daß sie nicht tot waren, obwohl sie als tot galten.

Für Gedanken gibt es keine Hindernisse. Sie können schweben, weitergeleitet werden, sich frei entfalten, horchen, spionieren, aufnehmen und das Verstandene verarbeiten, um es für ihre Zwecke zu nutzen.

Gedanken sind die Flügel des Geistes, und Gedanken suchen, forschen und finden ein Ziel.

»Du auch?«

Aus den ersten Gedanken war eine Frage geworden, und sie wurde aufgefangen.

»Ja, ich.«

»Dann weißt du Bescheid?«

»Ich spürte es.«

»Und weiter?«

»Es kamen noch welche?«

»Hast du sie begriffen?«

»Ja.«

»Dann waren sie von ihm!«

»Von wem sonst?«

»Das wollte ich nur wissen.«

Danach herrschte Schweigen, eine Leere, wie sie nur das All oder die Zeiten bringen konnte.

Doch die Gedanken waren auf die Reise geschickt worden. Sie hatten einmal ein Ziel gefunden, und sie würden es nicht mehr loslassen. Der Kreis war dabei, sich zu schließen.

»Wir müßten etwas tun!«

»Meinst du?«

»Man hat über uns gesprochen!« meldete sich ein dritter.

»Wer kann von uns wissen?«

»Wir müssen es herausfinden.«

»Jetzt?«

»Ja, so schnell wie möglich…«

Wieder herrschte Schweigen, aber ein erster Kontakt war aufgenommen worden.

Die, die so lange untätig gewesen waren, erwachten.

Die goldenen Skelette…

***

Es sollte also eine Chance für Jane Collins geben!

Das hatte mir der Geist der verstorbenen Wahrsagerin Tanith berichtet, doch ich fragte mich, wie die ehemalige Detektivin ohne Herz weiterleben sollte.

Vielleicht mußte man ihr ein anderes Herz in den Körper einpflanzen, doch so etwas bedurfte einer langen intensiven Vorbereitung, eines großen technischen Aufwands. Nein, so einfach war die Sache nicht.

Dann gab es möglicherweise eine andere Lösung. Eine magische, denn Jane sah zwar wie ein Mensch aus, sie war dennoch eine Hexe, und sie lebte ja noch, obwohl man ihr das Herz aus dem Körper genommen hatte. Jemand war da, der das Leben steuerte.

Für mich kam nur der Würfel des Unheils in Frage, der auf Janes Schoß lag. Er und seine Kraft hielten Jane Collins am Leben. Aus diesem Grund hütete ich mich auch, den Würfel an mich zu nehmen, obwohl ich darauf immer gehofft hatte.

Die Wahrsagerin Tanith hatte mir den Hinweis auf die drei goldenen Skelette gegeben. Sie zu finden, war für mich äußerst wichtig. Tips hatte ich so gut wie keine erhalten. Ich wußte nur, daß die drei goldenen Skelette existierten.

Meine Hoffnungen ruhten auch auf Kara und Myxin. Vielleicht wußten sie etwas über die geheimnisvollen Skelette. Suko hatte keine Ahnung, ebensowenig wie ich.

Ich zündete mir eine Zigarette an und sah, daß Suko neben mich trat.

Längst hatte der Jet an Höhe gewonnen und war auf England-Kurs gegangen. Ich hatte mich an das Summen der Triebwerke gewöhnt, wohl fühlen konnte ich mich nicht, da meine Gedanken stets um das Problem Jane Collins und alles, was damit zusammenhing, kreisten.

Suko ließ sich in einen anderen Sitz fallen und streckte die Beine aus.

»Versuche, bis London abzuschalten, John.«

»Kannst du es?«

Mein Freund war überzeugt. »Ich bin dabei.«

»Was ich dir nicht glaube.«

»Möchtest du einen Whisky?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Endlich wissen, wo die drei goldenen Skelette stecken.«
»Da kann ich dir nicht helfen.«
»Ein netter Freund bist du.«
Suko stand auf. Aus der indirekt beleuchteten Bar holte er ein Kristallglas und eine Flasche mit Orangensaft. Während er sich ein Glas einschenkte, schaute er an mir vorbei, und zwar dorthin, wo die Vitrine mit Jane Collins stand.
Ohne es eigentlich zu wollen, folgte ich seinem Blick, schaute wieder zurück und sah, daß Suko Glas und Flasche weggestellt hatte. Die beiden Dinge interessierten ihn plötzlich nicht mehr. Er war voll auf die Vitrine konzentriert.
»Was hat du?« fragte ich ihn.
»Da ist was mit dem Würfel!« Sukos Antwort klang leise, dennoch sehr gespannt.
Bevor ich mich aus meinem Sessel drücken konnte, war Suko bereits auf dem Weg. Er erreichte sein Ziel vor mir, blieb neben der Vitrine stehen und schaute hinein.
Ich baute mich an der anderen Seite auf. An Jane Collins hatte sich nichts verändert, es war tatsächlich nur der Würfel, an dessen Seiten sich etwas tat.
Aus welch einem Material der Würfel bestand, woher er kam, wer ihn erschaffen hatte, das alles wußten wir nicht. Wir kannten nur einen Teil seiner Stärke und entdeckten nun, daß sich an seinen Seiten etwas veränderte. Dort geriet einiges in Bewegung.
Es waren keine Schwaden des gefährlichen Todesnebels, die aus den Flächen drangen. Deshalb konnte ich auch mein Kreuz steckenlassen, dennoch geschah etwas.
Figuren bildeten sich.
Zunächst nur unklar, dann schärfer, und wir erkannten so etwas wie Gesichter.
Ja, das waren Gesichter!
Und zwar drei!
Eigentlich hatte ich gehofft, die Gesichter von den drei goldenen Skeletten zu sehen. Dies stellte sich als Irrtum heraus, die Gesichter, die uns der Würfel zeigte, gehörten völlig normalen Menschen.
Zwei Männern und einer Frau.
Suko und ich hatten unsere Stellungen ein wenig verändert, weil wir die Gesichter genau erkennen wollten, aber sie waren uns unbekannt.
Der Mann – er war schon älter – hatte volles, graues, nach hinten gekämmtes Haar. Er trug eine dicke Hornbrille, und seine gebogene, kräftige Nase stach aus dem Gesicht mit der sonnenbraunen Haut hervor wie ein Erker. Das etwas kantige Kinn war zu erkennen und darunter die straffe Haut am Hals. Wenn ich allein von dem Gesicht ausging, machte mir der Mann den Eindruck eines Patriarchen aus

früheren Zeiten.

Die Frau war nicht mehr jung. Ihr Gesicht zeigte einen mütterlichen Ausdruck. Es war rund, die Züge weich, die Augen blickten gütig und gleichzeitig streng. Das angegraute Haar war nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden worden. Mir fiel die hohe Stirn auf, die übrigen Proportionen des Gesichts wirkten deshalb ein wenig gedrungen.

Blieb das dritte Gesicht. Ein junger Mann schaute uns an.

Vielleicht 25 Jahre alt. Er hatte schwarzes Haar, dessen Dünne mir auffiel.

Wohlfrisiert war das Haar nach hinten gekämmt worden und verdeckte bereits die ersten kahlen Stellen. Im Gegensatz zu der Haut des älteren Mannes zeigte die des jüngeren einen blassen Ton, fast schon weiß. Der junge Mann trug eine randlose Brille. Hinter den Gläsern sah ich dunkle Pupillen. Die Nase war ebenso schmal wie der Mund. Überhaupt machte das ganze Gesicht auf mich einen durchgeistigten Eindruck. Der Knabe erinnerte mich an jemanden, der vom Weltlichen völlig ab war.

Eine wirklich seltsame Type.

Aber die beiden anderen waren nicht weniger seltsam und gaben uns Rätsel auf.

Suko nahm den Gesprächsfaden wieder auf. »Tut mir leid, aber die kenne ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Fragt sich, wer sie sein könnten.«

Ich schritt um die Vitrine herum, schaute mir jedes Gesicht noch einmal an und hatte plötzlich eine Vermutung. »Ich kann es dir nicht beweisen, Suko, aber ich glaube, die drei da gehören zusammen. Ich denke, daß sie eine Familie sind.«

Suko schaute mich überrascht an. »Wie kommst du denn auf die Idee?«

»Weiß ich auch nicht.«

Mein Partner umrundete die Vitrine. Ich trat zur Seite, damit er Platz hatte.

Auf Suko konzentrierte ich mich nicht, sondern auf das Fliegen.

Ich hatte festgestellt, daß sich etwas tat. Unser Pilot flog eine Kurve.

Wollte er wieder zurück?

Sukos Stimme lenkte mich von den Gedanken ab. »Ich glaube, du hast recht, John. Das können tatsächlich Verwandte sein. Vielleicht sogar eine Familie.«

»Sag ich doch.«

»Aber was haben die Gesichter hier im Würfel…?«

Meine Handbewegung stoppte seine Frage. »Fällt dir nichts auf?«

»Ja, der Würfel…«

»Das meine ich nicht. Konzentriere dich mal auf den Flug, dann wirst du es merken.«

Jetzt, wo ich es gesagt hatte und Suko den Kopf hob, merkte er es auch. »Das gibt es doch nicht. Der Pilot hat den Kurs geändert.«

»Richtig. Wahrscheinlich fliegen wir wieder zurück.«

Suko blickte dorthin, wo ein Vorhang die Luxuskabine von der Kanzel trennte. Er wollte in das Cockpit. Das war nicht mehr nötig.

Der Pilot erschien. Sein Gesicht sah aus, als hätte man kalte Fettklumpen gegen die Haut geworfen. Der Krawattenknoten saß auch nicht mehr korrekt, die Jacke hatte er ausgezogen. Selbst sein Oberlippenbart zitterte.

»Was ist los?« fragte ich ihn. »Aus welch einem Grund haben Sie den Kurs geändert?«

Daniel Ricon hob die Schultern. Er schaute uns an wie jemand, der nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte. »Ich verstehe das alles nicht«, flüsterte er. »Ich habe keinen Kurs gewechselt.«

»Aber wir fliegen einen Bogen!« hielt Suko dagegen.

Ricon nickte heftig. »Das ist richtig. Nur nicht durch mein Zutun. Die Maschine hat sich selbständig gemacht.«

Suko und ich warfen uns einen Blick zu. »Und das stimmt wirklich?« fragte ich.

»Natürlich.«

Ich holte tief Luft. Es war unglaublich, vielleicht sogar unmöglich, doch beide Begriffe sollten wir eigentlich streichen. Dazu hatten wir zuviel erlebt.

»Dürfen wir in die Kanzel?« fragte ich.

Ricon deutete nach links. »Der Weg steht Ihnen offen. Ich bin mit meinem Latein am Ende.«

Suko und ich gingen. Wir betraten die enge Pilotenkanzel. Ricon hatte die Automatik eingestellt. Der kleine Düsenjet flog auch ohne seine Hilfe, und er behielt einen Kurs, den wir eigentlich nicht fliegen wollten. An den Instrumenten konnten wir ablesen, daß es nach Südosten ging.

Ich schüttelte den Kopf. Das merkte auch Daniel Ricon, der hinter uns erschienen war. »Daß Sie keine Erklärung haben, kann ich mir vorstellen. Mir erging es ebenso.«

»Und sonst funktionieren die Instrumente?« fragte ich.

»Ja.«

»Wie steht es mit der Funkverbindung?«

»Das wollte ich noch nachprüfen.«

»Tun Sie das.« Suko und ich machten uns schmal, damit der andere vorbeigehen und seinen angestammten Platz einnehmen konnte.

Er stülpte sich einen Kopfhörer über und versuchte, Verbindung zum nächstliegenden Flughafen aufzunehmen.

Dreimal startete er, und auch beim dritten Mal fand er keinen Kontakt.

»Nichts«, flüsterte er und schüttelte den Kopf. »Verdammt, da ist einfach nichts.«

»Also kein Kontakt.«

Er drehte sich um und war noch blasser geworden. »Nein.«

Ich überlegte und faßte gedanklich zusammen. Wir hatten also keine Verbindung mit der Bodenstelle mehr. Dennoch flogen wir. In gewisser Hinsicht konnte man unsere Maschine als Geisterflugzeug bezeichnen, denn andere Kräfte hatten die Kontrolle über den Vogel aus Metall übernommen.

Hingen diese Kräfte vielleicht mit den gesehenen Gesichtern auf dem Würfel zusammen?

Daniel Ricon regte sich auf. Er fuchtelte mit beiden Händen durch die Luft, als wollte er irgend etwas greifen. »Das ist doch nicht möglich«, beschwerte er sich. »Das kann es nicht geben. Wir müssen auf dem Radarschirm zu sehen sein.« Er schaute uns dabei an, als könnten wir ihm eine genaue Antwort geben oder seine Vermutung bestätigen.

»Und?« fragte Suko.

Ricon lachte. »Es geht nicht, daß wir den Kurs wechseln. Das verstößt gegen internationale Vorschriften. Die einzelnen Luftkorridore sind genau ausgewiesen. Wenn wir uns nicht daran halten, wird man Jäger hochschicken, die uns abfangen.«

Das war richtig. Dennoch wollte ich nicht so recht daran glauben.

Ich schaute durch die gewölbte Scheibe des Jets. Wolkenfetzen rasten vorbei. Sie sahen aus wie Watteschleier, die einfach zerrissen.

Waren wir zu sehen? Oder flogen wir tatsächlich als Geisterflugzeug durch die Luft?

»Was meinen Sie denn?« fragte mich der Pilot. Er umfaßte meinen Arm in Höhe des Ellenbogens und war außer sich.

Ich hob die Schultern. »Genaues kann ich Ihnen natürlich nicht sagen, aber ich bin davon überzeugt, nicht auf normalem Kurs und als Geisterflugzeug durch die Luft zu düsen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ganz einfach, Monsieur. Wir sind nicht mehr zu sehen. Weder mit bloßem Auge noch auf dem Schirm. Wir sind verschwunden, aufgesaugt oder was weiß ich. Für die übrige Welt verschollen. Das ist die Erklärung.«

Daniel Ricon schaute zuerst Suko an, danach mich. Er hob den rechten Arm. Als er ihn anwinkelte und einen Finger ausstreckte, hatte ich das Gefühl, als wollte er sich mit der Spitze an die Stirn tippen. Er ließ es bleiben, der Arm sank wieder nach unten. Dafür schüttelte der Mann den Kopf.

»Fragen Sie uns nicht nach einer Erklärung«, sagte Suko. »Wir haben auch keine exakte.«

»Nein, nein«, antwortete Ricon schnell. »Das… das hatte ich auch gar nicht vor.«

Ich riß ihn mit meiner nächsten Bemerkung aus den trüben Gedanken.

»Schauen Sie mal nach dem genauen Kurs.«

»Natürlich.«

Er nahm auf dem Pilotensessel Platz, sah sich die Instrumente an und nickte.

»Es ist komisch, wir haben gedreht und fliegen zurück.«

»Nach Paris?« fragte Suko.

»Nein, eigentlich nicht. Wir sind bereist drüber hinweg. Kurs Südost.«

»Und dort liegt Italien«, meinte Suko.

»Unter anderem.«

Ich runzelte die Stirn. Natürlich, da lag Italien. Wir konnten aber auch ebensogut weiterfliegen. Vielleicht über das Mittelmeer hinweg, in den Orient und noch weiter. Allmählich stieg auch in mir ein komisches Gefühl hoch. Etwas setzte sich in meinem Magen fest.

Ein dicker Klumpen, der einfach nicht weichen wollte. Wir befanden uns in einer Falle. Andere Kräfte hatten die Regie übernommen.

Am hilflosesten war unser Pilot. Er schaute uns fast bittend an, wagte jedoch nicht, eine Frage zu stellen. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen. Die Magie hatte über die Technik gesiegt. Wir waren nicht so überrascht, denn ähnliche Erlebnisse lagen bereits hinter uns. Und irgendwie freute es mich, daß auch die so perfekte Technik überlistet werden konnte. All die Instrumente, dieses gesamte ausgefeilte System war gewissermaßen zusammengebrochen.

»Und was können wir tun?« fragte der Pilot.

»Nichts«, erwiderte ich ehrlich. »Nur abwarten. Irgendein Ziel wird die Maschine schon haben.«

Ricon riß die Augen auf und lachte, bevor er mit lauter Stimme sagte:

»Ja, die Hölle!«

»Möglich!«

In der Kanzel hatten wir nichts mehr zu suchen. Suko und ich gingen in den Passagierraum zurück. Natürlich fiel unser erster Blick auf den Würfel.

Nichts hatte sich verändert. Er sah normal aus. Die drei Gesichter waren verschwunden.

»Ja«, sagte mein Partner. »Wir düsen im Sauseschritt und bringen das Grauen mit.«

»Vielleicht auch die Rettung«, hielt ich ihm entgegen.

»Wieso?«

»Denk an die Skelette.«
Suko hatte sich wieder in einen Sessel fallen lassen. »Meinst du, daß sie die Regie übernommen haben?«
»Ich halte alles für möglich.«
»Gut. Lassen wir uns überraschen.«
Etwas anderes blieb uns auch nicht übrig. Ich setzte mich Suko gegenüber, schaute ebenfalls auf Jane Collins und den Würfel, wobei ich das Gefühl nicht loswurde, als hätten sie in dem starren Gesicht der ehemaligen Detektivin die Lippen zu einem breiten Lächeln verzogen.
Ich sagte nichts von dieser Entdeckung und wollte nur mehr abwarten, wie es weiterging.
Unser Pilot ließ sich nicht blicken. Wahrscheinlich hatte er noch immer an der unheimlichen Tatsache zu knacken, daß seine Maschine ohne sein Zutun geleitet wurde.
Es war auch nicht tragisch, daß er uns allein ließ.
Eine Reaktion vom Boden her erfolgte nicht. Wir wurden immer mehr in der Annahme bestätigt, tatsächlich in einem Geisterflugzeug zu sitzen. Mit unbekanntem Ziel jagte es durch die Wolken. Es war uns klar, daß es irgendwann einmal landen würde und mußte.
Nur fragte ich mich, wo das geschehen würde.
Wir konnten nichts dagegen tun. Nur abwarten. Und zwar so lange, bis Daniel Ricon erschien.
Er stand im offenen Durchgang, hielt sich fest und schaute uns überrascht an.
»Was haben Sie?« fragte Suko.
»Merken Sie es denn nicht?«
»Nein, was?«
»Wir landen. Ehrlich, wir sind im Landeanflug. Es wird nicht mehr lange dauern, dann…«
»Und wo?« fragte Suko.
»Das weiß ich nicht. Ich sehe nichts, nur Wolken…«
»Dann schnallen wir uns mal an«, unterbrach ich ihn und griff nach dem Gurt.
Suko folgte meinem Beispiel.
Nur unser Pilot blieb stehen und begriff die Welt nicht mehr.

***

Touristen gingen meist vorbei. Sie hätten sich auch nicht getraut, die Steintreppe hinunterzugehen, denn zumeist war sie von Gestalten belegt, die in der Dunkelheit oder im schwachen Schein einer Beleuchtung ziemlich abenteuerlich aussahen.
Die Jugend von heute war nun mal anders gekleidet als ihre Väter, und die Steintreppe führte in die Grotte. Eine Disco, in der sich die

jungen Leute am Abend trafen.
Die Grotte!
In der Erde hämmerte der harte Rock, da tanzte man, daß die Fetzen flogen, da wurde geflirtet, gelacht und getrunken, da gab man sich locker bis verrückt, und die farbigen Lichtorgeln, die ihren zuckenden, kreisenden und blitzenden Schein über die Gestalten warfen, ließen die Grotte mit ihren Gästen oft genug aussehen wie das Innere eines farbigen, kunterbunten, von einem skurrilen Architekten erfundenen Raumschiffs.
Auch die große Theke oder Bar erinnerte daran. Sie glich schon einer Steuerkanzel, und der Discjockey befand sich in einem großen Glaskäfig, der von der Decke hing.
Dort bediente er die Anlage, legte die heißen Scheiben oder Bänder auf und schaute aus luftiger Höhe auf die zuckenden, tanzenden Körper der jungen Leute unter sich.
Männliche und weibliche Gäste hielten sich die Waage. An manchen Tagen allerdings waren mehr Mädchen vertreten, so daß sich manche wie selbstvergessen und allein tanzend auf der runden, lichtüberfluteten Fläche drehten und oft genug die Augen vor dem Licht durch modische Sonnenbrillen schützten.
Es war was los in der Grotte, und besonders am Wochenende, wenn man am anderen Tag ausschlafen konnte.
Da flippten die Gäste aus, da wollten sie nichts mehr wissen von Streß oder Arbeitslosigkeit, denn leider verging die Jugendzeit viel zu schnell, und man genoß die Stunden wie in einem Rausch.
Natürlich war man modisch gekleidet. Schwarz und weiß hatten sich als Verkaufshits des Sommers durchsetzen können. Die Hosen saßen hauteng und reichten bis zu den Waden, während die Hemden, manchmal nur Fetzen, über die Oberkörper flogen.
Wer hier tanzte, gehörte zumeist zu den Stammgästen. Nur in Ausnahmefällen verirrten sich Touristen, um mit ihren Begleiterinnen in den rundbogenförmigen, grottenartigen Nischen Platz zu nehmen, die der Disco ihren Namen gegeben hatten.
Auch der junge Mann, der vor der obersten Stufe einen Moment wartete, sah aus wie ein Tourist. Er schien sich nicht entscheiden zu können, ob er nun gehen sollte oder nicht, und war bereits von den auf der Treppe hockenden Jugendlichen bemerkt worden, die ihn auch ansprachen.
»He, Luigi, auch mal wieder da?«
Der junge Mann nickte. Er lächelte scheu. Die Ansprache der anderen hatte ihm den nötigen Mut gegeben, so daß er einen Fuß vorwärts setzte und damit begann, die Treppe nach unten zu steigen.
Er fiel nicht nur wegen seines Aussehens auf, auch die Kleidung stach ab. Da war nichts von Lässigkeit zu bemerken. Er trug ein schwarzes

Jackett, eine helle, fast weiße Leinenhose, ein ebenfalls helles Hemd und eine schmale Krawatte. Mit einer abgehackt wirkenden Geste schob er die Brille ein wenig höher, und das Lächeln, das über seine schmalen Lippen zuckte, konnte man als scheu bezeichnen.

»He, Luigi«, rief jemand. »Hast du Angst?«

Sofort blieb der junge Mann stehen. »Wieso?«

Der Sprecher lachte. »Wir haben heute Frauenüberschuß.«

Auch die anderen stimmten in das Lachen mit ein. Ein jeder wußte, wie schüchtern Luigi war. Nur lag das nicht allein an ihm, sondern auch an seiner Mutter, die ihren Sohn oben auf dem Gut wie einen Gefangenen hielt. Luigi war zwar über 20, aber was seine Mutter sagte und anordnete, das tat er. Widerspruch kannte er auch als Erwachsener nicht.

»Na und?«

Wieder lachten die anderen. »Deine Mutter wird sich freuen, wenn du ihr erzählst, daß die Mädchen so heiß sind…«

»Laß meine Mutter aus dem Spiel!« Auf einmal klang die Stimme des jungen Mannes scharf.

»Ja, ja, schon gut. Geh nur, Luigi, geh nur.«

Die anderen sagten nichts mehr. Ein jeder von ihnen kannte die Macht der Familie Canotti. Ihr Wort war in dieser Gegend Gesetz, denn die Familie besaß das einzige Industrieunternehmen und bot Arbeitsplätze an. Die Canottis stellten Speiseeis her und waren mit ihrem Eis auch über die Landesgrenzen hinweg berühmt geworden.

Wäre Luigi nicht der einzige Sohn dieser Familie, man hätte einen Typ wie ihn erst gar nicht in die Grotte hineingelassen. So aber akzeptierte und tolerierte man ihn.

Auch die Mädchen, die sich hin und wieder, wenn sie richtig aufgeheizt waren, einen Spaß daraus machten, ihn mit ihren körperlichen Vorzügen zu reizen.

Es machte ihnen einen Heidenspaß, den schüchternen Luigi ständig in Verlegenheit zu bringen. Anscheinend störte den jungen Mann das nicht. Sein Weg trieb ihn immer wieder in die Grotte.

Die Eingangstür war pechschwarz lackiert worden. Luigi drückte sie auf und merkte schon die Wärme, den Rauch, er hörte das Geschrei und vernahm den hämmernden Rock, der fetzig gegen die kuppelartige Decke des Raumes schlug.

Im Vorraum hockte ein älterer Mann hinter einer Kasse. Luigi warf ihm ein paar Lirescheine zu. Er verzichtete auf das Wechselgeld, denn Lire besaß er genug. Manchmal, wenn ihm danach war, ließ er die Puppen tanzen. Dann wurde Grappa getrunken, dann flossen der Rote und auch noch der süße Spumante.

Aber das geschah nicht immer. Es kam darauf an, welche Laune der junge Mann gerade hatte.

Zwei Schritte brachten ihn in das Zentrum. Sofort nahm seine blasse Gesichtshaut einen anderen Farbton an. Sie wurde bunt, unruhig und dann wieder bleich, als er aus dem ersten Lichtkreis trat.

Noch war er nicht bemerkt worden. Luigi ging nicht quer über die Tanzfläche, sondern hielt sich dort auf, wo sich die Eingänge zu den grottenartigen Nischen befanden und Pärchen dort oft genug in jugendgefährdender Haltung herumhockten und miteinander beschäftigt waren.

Etwa die Hälfte des Wegs hatte Luigi Canotti zurückgelegt, als die Musik schlagartig verstummte.

Ein paar Tänzer bewegten sich noch nach, dann standen auch sie still.

Sie wischten über ihre schweißnassen, jetzt von Überraschung gezeichneten Gesichter, und ihre Blicke glitten automatisch hoch zu der gläsernen Kanzel, in der ein junger dunkelhaariger Mann mit weit geöffnetem Flatterhemd saß, sich nun vorbeugte und seine Lippen dicht an das Mikro brachte.

»Hallo, Freunde!« hallte es durch die Grotte. »Ich möchte einen ganz besonderen Gast begrüßen. Unseren Luigi Canotti.«

Der Angesprochene war stehengeblieben und schaute ebenfalls zu dem Sprecher hoch. In seinem Gesicht bewegte sich nichts. Es erinnerte an eine Wachspuppe. Dabei schien er sich unwohl zu fühlen, da allein von ihm die Rede gewesen war.

Irgendein Mädchen schrie im Hintergrund auf. »Luigi, komm. Wir sind heute in Form.«

Das war das Zeichen. Auch andere Mädchen lachten. Selbst in den Nischen wurde man aufmerksam.

Luigi hob eine Hand. Sie sank nach unten, als zwei Blonde auf ihn zukamen. Die Mädchen waren locker gekleidet. Rot und weiß herrschten bei ihnen vor. Unter den dünnen Blusen wippten keck die straffen Brüste, und die beiden hakten sich rechts und links bei Luigi ein.

»Möchtest du tanzen?«

Bevor Luigi eine Antwort geben konnte, hatten ihn die Mädchen schon auf die Fläche gezogen und wirbelten ihn um die eigene Achse. Sie lachten und kreischten dabei, waren ungemein in Form.

Der arme Luigi konnte ihren Griffen nicht entkommen.

Er wurde in die Runde gewirbelt, die Musik setzte ein, und aus den Lautsprechern erklang die Stimme des weltberühmten Michael Jackson.

Die beiden Mädchen ließen Luigi nicht los. Er war überrascht worden, sah sie nur mehr schattenhaft. Die hochgewirbelten Haare flogen wie Fahnen und standen waagerecht, während die Spitzen schleierartig durch das Gesicht des jungen Mannes streiften.

Luigi mußte tanzen, ob er wollte oder nicht. Es machte ihm auch nichts aus, denn er war schließlich aus diesem Grund in die Grotte gekommen.

Er hörte die Musik, vernahm das Lachen und war nicht einmal in der Lage, sich die Gesichter der Mädchen genau anzusehen, da sie wie Schatten vorbeihuschten. Er kannte sie von früheren Besuchen her und glaubte auch, daß die beiden in der Fabrik seines Vaters arbeiteten, war sich aber nicht so sicher.

Michael Jacksons Stimme verstummte. Fast übergangslos wurde es ruhiger, denn die nachfolgende Soulmusik bildete einen Kontrast, wie er stärker nicht sein konnte.

Langsam, fast zeitlupenhaft wurde weitergetanzt, und Luigi spürte die Arme eines Mädchens wie Schlangen rechts und links seines Halses. Da streifte erhitzte Haut über ebenfalls erhitzte Haut. Es roch das Parfüm.

Seiner Ansicht nach war es billig und aufdringlich, doch es paßte irgendwie zu dieser aufgeheizten Stimmung, wo die Körper mehr als die Lippen sprachen.

Das Mädchen schmiegte sich an ihn. Er legte seine Hand auf ihren Rücken, sah für einen Moment ihr Gesicht und die kleinen Pupillen.

Er merkte, daß die Tänzerin unter Stoff stand. Wahrscheinlich hatte sie irgendein Aufputschmittel genommen, was ihm jedoch egal war, denn er hatte diese Dinge nicht nötig.

»Bleibst du heute abend bei mir?« fragte sie.

»Wieso?«

»Ich meine nur. Ich will dich…«

»Mal sehen…«

»Hör auf!« flüsterte sie. »Ich bin wirklich gut. Spürst du das denn nicht?« Bei der letzten Frage drängte sie sich noch enger an ihn.

Zwischen ihre Körper hätte kein Blatt Papier mehr gepaßt, und Luigi spürte es tatsächlich.

Ein anderer hätte zugegriffen, nicht er. Mochten die Kurven der Kiemen noch so gut sein, er wollte sich nicht abschleppen lassen.

Wenn, dann suchte er sich die Person selbst aus. Manchmal auch zwei oder drei, es kam ganz darauf an.

»He, nicht so schnell.«

Plötzlich war die andere Blonde wieder da. Sie zog ihre Vorgängerin zurück.

»Ich will auch mal tanzen, hast du verstanden?«

»Ja, ja, Mensch.«

Aber Luigi wollte nicht mehr. Während die beiden Mädchen sich stritten, drückte er sich an den Tänzern vorbei, überquerte die Fläche und erreichte die Theke.

Dort ließ er sich nieder.

Die Sessel waren bequem und hatten sogar Rückenlehnen. Sehr weich war das Leder und sehr hell. Die Sitzflächen standen auf Glasfiberstäben, die man im Boden verankert hatte.

Eine Barfrau beugte sich sehr weit vor und ließ viel von ihren körperlichen Vorzügen sehen. »Was möchten Sie trinken?«

»Pimp Number One.«

»Okay.«

Damit fing Luigi stets an. Der Pimp Number One war ein Mix aus Alkohol, Obst und Gemüse – bis hin zur Gurkenscheibe. Er schmeckte erfrischend und törnte gleichzeitig an. Luigi hatte ihn in der Schweiz kennengelernt, als er dort einmal mit seinen Eltern Urlaub machte.

Luigi erhielt ihn schnell. Der Strohhalm stach blutrot aus dem Glas mit der breiten, runden Öffnung.

»Zum Wohl, Signore Canotti.«

»Danke.«

Luigi trank. Er spürte sein Herz schneller schlagen. Auf seinem Gesicht lag der Schweiß. Jetzt ärgerte er sich, daß er sofort getanzt hatte. Nein, der Abend fing nicht gut an.

Im Augenblick kümmerte sich niemand um ihn, das war auch gut so.

Während der Strohhalm zwischen seinen Lippen steckte und er das Getränk schlürfte, schaute er sich um.

Sein Blick glitt in das Halbdunkel der links von ihm liegenden Rundung der Bartheke.

Dort bewegte sich etwas.

Im ersten Augenblick hielt er es für einen Schatten, bis er bei genauerem Hinsehen feststellen mußte, daß es sich um ein Mädchen oder eine junge Frau handelte, die dort ihren Platz gefunden hatte und auch zu ihm herübersah.

Luigi löste den Strohhalm und begann zu lächeln.

Er konnte nicht erkennen, ob sein Lächeln erwidert wurde, hoffte es aber, denn das Mädchen, das er nicht genau erkennen konnte, machte ihn irgendwie an.

Er wollte die Kleine genau in Augenschein nehmen.

Das Glas behielt er in der Hand, als er vom Hocker rutschte. Nach drei Schritten erreichte er die Rundung und sah das Mädchen jetzt deutlicher. Es mochte um die 20 sein und sah ganz so aus, als hätte sie sich verlaufen. Gesehen hatte er es nie.

Neben ihr blieb er stehen. Durch die Gläser seiner Brille schaute er sie an.

»Wer bist du?«

Das Mädchen hob die Schultern. Ihr schwarzes Haar bewegte sich dabei. Es fiel wie ein am Hinterkopf breit gefächerter Vorhang zur Seite und ließ das Gesicht schmaler aussehen. Auch etwas blaß. Ein wenig hatte die Person Ähnlichkeit mit der Prinzessin Caroline von

Monaco, für die Luigi heimlich schwärmte.
»Willst du deinen Namen nicht sagen?«
»Weshalb?«
»Ich möchte ihn wissen.«
Das Mädchen lächelte. »Was sind Namen?«
»Ich meine nur, denn ich habe dich hier noch nie gesehen.«
»Dabei war ich schon öfter hier.«
»Ja, möglich.« Luigi hätte sie gern angefaßt, aber er traute sich nicht, den Arm zu heben. Trotz der Nähe kam ihm die Person vor wie eine ferne Göttin von einem anderen Stern. Von ihr ging etwas aus, das er nicht begreifen oder in Worte fassen konnte. Das Wort unnahbar fiel ihm ein, aber gerade das war es, was ihn reizte.
Sie trug eine rote Hose und einen schneeweißen, weitmaschig gestrickten Pullover. Unter dem Pullover hatte sie nichts an. Luigi konnte deutlich die Haut erkennen.
Andere kamen an die Bar. Auch die beiden Blonden, die mit ihm noch tanzen wollten. Eine legte ihre Arme von hinten auf seine Schultern. Die Lippen glitten über seine Wangenhaut. Worte, sehr eindeutig, wurden in sein Ohr geflüstert, doch er wollte nicht.
»Geh«, sagte er ziemlich barsch.
»Aber Luigi…«
»Ich bin nicht dein Luigi. Laßt mich in Ruhe!«
Das war deutlich. Die beiden Mädchen verschwanden. Luigi Canotti atmete auf. »Ein Glück«, sagte er. »Nie hat man Ruhe vor diesen Typen.«
Die Schwarzhaarige lachte. »Warum sind Sie dann zu mir gekommen?«
»Bei dir ist es etwas anderes.«
»So?«
»Ja, ich mag dich. Außerdem finde ich es hier gar nicht gut. Wir sollten woanders hingehen.«
»Mir gefällt es aber hier.«
»Ich kenne bessere Orte.« Luigi saß steif auf dem Hocker. Seine Hände hatte er auf der Bartheke übereinandergelegt. So wirkte er wie eine Statue. Seine nächsten Worte deuteten einen Kompromiß an. »Es gibt noch einige freie Plätze in den Grotten. Wie wäre es damit?«
Die Fremde überlegte. Sie wiegte ihren Kopf, hob die Schultern und murmelte: »Meinetwegen.«
»Dann komm.«
Gemeinsam rutschten sie von den Hockern. Das Getränk ließ sie ebenso stehen wie Luigi. Als die Barfrau etwas fragen wollte, warf Luigi ihr einige Scheine zu, die von der Summe her völlig ausreichten.
Die Hände der beiden berührten sich, und die Dunkelhaarige hatte nichts dagegen, daß Luigi ihre Hand nahm.

Der junge Mann fühlte sich wie in einem Traum. Für ihn war die Umgebung gewissermaßen gestorben. Er hörte keine Musik, sah kaum die tanzenden Paare, sondern steuerte allein sein Ziel, eine noch leere Grotte, an. Zahlreiche Augenpaare beobachteten die beiden, das allerdings störte ihn nicht. Für ihn gab es nur das Mädchen. Er hatte von dem Begriff Liebe auf den ersten Blick bisher nur gehört, aber nie damit gerechnet, daß es ihn auch einmal so heftig erwischte.

Ja, er liebte sie.

Und er liebte sie sogar so sehr, daß er bereit war, sie seiner Mutter vorzustellen.

Das würde Probleme geben, er kannte Mutter schließlich. Aber es kümmerte ihn nicht. Irgendwann hatte es mal so kommen müssen.

Er konnte nicht immer nur auf die Mutter hören und wider die Natur handeln.

In der Nische stand ein kleiner rechteckiger Tisch. Etwas breiter als die Platte waren die beiden Bänke, die sich gegenüberstanden.

Auf den Sitzflächen und an den Rückenlehnen waren sie gepolstert.

Nebeneinander nahmen sie Platz. Sie saßen so eng, daß sich die Außenseiten der Schenkel berührten. Auf dem Tisch stand eine kleine Lampe. Sie gab nicht viel Licht, man konnte es als schummrig bezeichnen.

»Was möchtest du trinken?« fragte Luigi.

»Ist mir egal.«

»Ich bin für Champagner.«

»Meinetwegen.« Mehr sagte sie nicht. Das wunderte Luigi. Die anderen Mädchen, mit denen er in den Nischen gesessen hatte, waren immer überrascht gewesen.

Diese hier nicht.

Sehr schnell war die Bedienung da, und der junge Mann bestellte.

Seine Begleiterin schaute sich um. Über ihnen und an den Seiten sahen sie nur das Gestein. Es war rauh, manchmal kantig und hatte noch seine Ursprünglichkeit. In den Bergen der Toscana gab es zahlreiche dieser Höhlen. Oft lagen sie versteckt unter den Weinbergen, und so einen Weinberg besaß die Familie Canotti natürlich auch.

Der Champagner wurde gebracht. Er schäumte in die kelchartigen Gläser und lief ein wenig über.

Das machte nichts. Mit einer Handbewegung schickte Luigi die Bedienung weg. Ihn kümmerte es auch nicht, daß andere Gäste in die Nische schielten. Vor der lauten Musik waren sie ein wenig durch die dicken Steinwände geschützt.

Luigi nahm das Glas. Er schaute zuerst den hochsteigenden Perlenschnüren nach und dann über den Rand hinweg in das Gesicht seiner Begleiterin. »Wie darf ich dich nennen, schöne Unbekannte?«

Sie hatte nur ihre Hand um den Stiel des Glases gelegt, das Glas aber noch nicht angehoben. »Wie ich schon sagte, Namen sind wie Schall und Rauch. Suche dir einen aus.«

Luigi überlegte einen Moment. »Dann nenne ich dich Engel.«

»Wie du willst.«

»Und wo kommt mein Engel her?«

»Vielleicht aus den Wolken.«

Luigi lachte. »Gut gekontert. Ich nehme es hin.« Er hob sein Glas ein wenig höher und stieß mit der Schwarzhaarigen an. »Auf uns und darauf, daß wir uns kennengelernt haben.«

Der Engel nickte.

Dann tranken sie. Eiskalt war der Champagner. Er erfrischte. Man schmeckte die Frucht durch, und die Unbekannte nickte. »Ja, das tat gut«, sagte sie.

»Und jetzt?« fragte Luigi, als sie die Gläser halbleer weggestellt hatten.

Das Mädchen hob die Schultern.

»Wenn du tanzen willst, Engel, dann…«

»Ich habe nichts dagegen.«

Gemeinsam erhoben sich die beiden. Die Unbekannte ging vor.

Luigi konnte erkennen, wie eng ihre Hose saß. Sie hatte eine prächtige Figur.

Bevor sie die Nische endgültig verließen, warf der junge Mann noch einen Blick zurück auf die Rückwand.

Luigi erstarrte.

Dort tat sich etwas.

In der Wand bewegte sich jemand, als wäre er dort festgeklemmt und hätte sich jetzt entschlossen, wieder hervorzutreten. Es schimmerte hell, war kein Mensch, aber vielleicht war es einmal vor langer Zeit ein Mensch gewesen.

Luigi stöhnte, als er genauer hinschaute, was da in der Wand erschienen war.

Ein goldenes Skelett!

***

Wir konnten nichts tun und nur abwarten. Irgendwann würde der Flug ein Ende haben, dessen waren wir uns sicher. Nur den Zeitpunkt bestimmten weder der Pilot noch Suko oder ich.

Wir warteten.

Sicherheitshalber hatten wir uns in den bequemen Sesseln angeschnallt, und auch unser Pilot hatte sich zu uns gesellt. Ihn hielt nichts mehr in seinem Cockpit, denn er wußte nicht, was er dort noch alles erledigen sollte. Die Maschine flog auch ohne ihn.

»Noch immer Kurs Südost?« fragte ich ihn.

»Ja.«
»Eine Position können Sie nicht feststellen?« wollte Suko wissen.
»Nein, ich kann es nur raten.« Wir schauten ihn so auffordernd an, daß er uns das Ergebnis seiner Raterei mitteilte.
»Wir befinden uns meiner Schätzung nach bereits über dem Meer.«
»Dem Mittelmeer!« präzisierte ich.
»Das ist es.«
»Dann müßten wir bald Italien erreicht haben«, meinte Suko.
Niemand widersprach ihm.
Daniel Ricon schlug die Hände vor das Gesicht und schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, wie das noch alles enden soll und wie wir landen werden. Tut mir leid. Wahrscheinlich findet man uns irgendwann verbrannt zwischen den Trümmern der Maschine.«
Das war natürlich möglich, dennoch wollte ich nicht daran glauben.
»Man hat mit uns etwas vor«, erklärte ich. »Deshalb glaube ich nicht so recht daran, daß wir irgendwo zerschellen. Die Kräfte, die die Regie über uns und die Maschine übernommen haben, werden uns auch dorthin führen, wo wir sicher sind.«
Daniel Ricon schaute mich an wie ein Weltwunder. »Woher nehmen Sie nur diese Sicherheit?«
»Das macht die Erfahrung«, erklärte Suko.
»Dann glauben Sie das auch?«
»Natürlich.«
Der Pilot schlug auf einen kleinen Tisch. »Nein und abermals nein«, rief er. »Das kann ich nicht begreifen. Sie wollen mir hier etwas erzählen. Hören Sie.« Er starrte uns an. »Das ist doch alles nicht normal. Ich bin kein Engel und habe verdammt heiße Jobs hinter mich gebracht, aber so etwas wie hier, das habe ich noch nie erlebt.«
»Finden Sie sich damit ab«, sagte Suko.
»Nein!« Ricon sprang auf. »Ich kann es nicht. Ich bin kein Fatalist. Ich brauche Action, ich muß selbst handeln und will nicht, daß dies andere für mich übernehmen. Verstehen Sie?«
Wir verstanden ihn, aber wir konnten ihm nicht helfen. Er mußte sich, ebenso wie wir, in sein Schicksal fügen. Das erklärten wir ihm mit aller Deutlichkeit.
»Wahnsinn!« flüsterte Ricon. »Das ist Wahnsinn.«
»Wie Sie meinen.«
Suko sagte: »Wir sinken.«
Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als der Pilot von seinem Sitz hochspritzte und in das Cockpit lief. Sehr schnell kam er wieder zurück.
Im Durchgang blieb er stehen und nickte heftig. »Das stimmt in der Tat, wir sinken.«
»Dann werden wir auch bald landen«, bemerkte Suko.

»Aber wo?« schrie der Pilot. »Verdammt, wo sollen oder werden wir landen? Gibt es hier eine Landebahn?«

»Nein, das wohl nicht.«

»Eben. Dann zerschellen wir an irgendwelchen Felsen, und alles ist aus. Auch mit uns.«

»Setzen Sie sich!« sagte ich.

Er nahm tatsächlich Platz. Nur nicht bei uns, sondern im Cockpit.

Auch Suko und ich rührten uns nicht. Wir konzentrierten uns auf den Flug, der tatsächlich dem Boden entgegenführte.

Langsam schwebten wir nach unten. Beide schauten wir aus dem Fenster. Zu sehen war nichts. Vielleicht ein paar Wolkenfetzen, aber dahinter und dazwischen lauerte die Dunkelheit.

Wir waren in die Nacht hineingeflogen.

Auch wieder ein Phänomen, das ich nicht verstand, denn eigentlich hätte es hell sein müssen.

Die Rätsel nahmen zu.

Wir flogen in die Nacht. Ich fragte mich zwangsläufig, ob der große Unbekannte im Hintergrund an der Zeit gedreht und manipuliert hatte.

Möglich war einfach alles.

Daniel Ricon hockte angespannt auf seinem Sitz. Sein Blick war nicht nur starr geradeaus gerichtet, sondern auch nach innen. Ein aus der Decke des Passagierraums fallendes Licht eines Spots streifte ihn. Wie winzige Kugeln lagen die Schweißperlen auf seiner Stirn.

Ein perfekter, aber für uns unsichtbarer Pilot schien die Maschine zu steuern. Soviel ich feststellen konnte, gab es keine Abweichungen von einer normalen Landung. Wir schienen auf Wolken zu schweben, man trug uns nach unten, und kein Windstoß rüttelte an der Maschine.

Alles lief glatt und sicher.

Suko und ich nahmen es gelassen hin, während es unser Pilot noch immer nicht fassen konnte. Oft genug schüttelte er den Kopf und sprach Worte, die weder Suko noch ich verstanden.

Er war einfach fertig.

Noch immer sanken wir. Ich schaute nach draußen. Hin und wieder ein paar geisterhaft vorbeiziehende Wolkenfetzen, das war alles.

Irgendwie gelang es mir, abzuschätzen, wann wir landen würden.

Ich wartete gespannt darauf und rechnete damit, in den nächsten Sekunden Bodenkontakt zu bekommen.

Das geschah auch.

Plötzlich berührten die Räder festen Boden. Es gab einen Ruck, und wir vernahmen Ricons Kommentar.

»Da muß jemand die Landeklappen ausgefahren haben.«

Bewußt hörten wir nicht zu, was der Pilot noch sagte. Für uns war wichtig, daß alles andere glattging.

Und das tat es.

Gejubelt habe ich nicht. Dennoch zuckte ein Lächeln über meine Lippen, als ich feststellte, daß alles klappte. Keine Schwierigkeiten bei der Landung. Es schien mir, als würde die Maschine auf einer Betonpiste eines mir unbekannten Flughafens ausrollen.

Wir wurden immer langsamer. Die Maschine bekam Gegenschub, und wir rollten aus.

Wir standen.

Zunächst wollte es keiner von uns glauben. Zwischen uns herrschte Sprachlosigkeit. In meinen Ohren fühlte ich einen leichten Druck, denn ich mußte mich zunächst an die veränderten Verhältnisse gewöhnen.

Schließlich tat ich das, was ich tun mußte.

Ich schnallte mich los und stand auf. Ein wenig wackelig in den Knien, das mußte ich zugeben. Die ersten Schritte setzte ich vorsichtig.

Dann ging es besser. Als erster erreichte ich den Ausstieg. Hinter mir stand Suko. Daniel Ricon war ebenfalls da.

»Ich kann es nicht fassen, verdammt, ich kann es nicht fassen.« So lautete sein Kommentar.

Auch für uns war es ungewöhnlich, doch wir sprachen nicht mehr darüber, sondern öffneten den Ausstieg. Es entstand ein saugendes Geräusch, als die schwere Klappe zurückschwang. Kühle, aber sehr angenehme Luft drang in die Maschine und strich über unsere Gesichter.

Wir schauten nach draußen.

Jeder von uns nahm das Bild auf. Dunkelheit. In der Ferne durch einige Lichter unterbrochen. Sie bildeten eine versetzte Kette, waren mal höher, dann wieder niedriger, und ich sah sie, als würden sie auf Buckeln hocken. Ein Beweis dafür, daß wir unseren Landeplatz inmitten einer Hügellandschaft gefunden hatten.

Aber wo steckten wir genau?

In einer anderen Dimension sicher nicht. Der Pilot hatte von Italien gesprochen. Ich konnte mir vorstellen, daß wir uns in diesem Land befanden.

Es gab keine Gangway, die herangerollt wurde. Deshalb mußten wir springen.

Die Landung war weich und gleichzeitig hart. Gras dämpfte sie.

Ich spürte den Aufprall trotzdem und blieb auf den Füßen. Suko, der nach mir sprang, ebenfalls. Nur Ricon hatte leichte Schwierigkeiten. Wir stützten ihn ab.

»Haben Sie sich etwas verstaucht?« fragte ich besorgt.

»Nein, nein, es geht schon.«

»Okay, dann weiter.«

Er hielt Suko und mich fest. »Und wohin?«

Ich hob die Schultern. »Das werden wir sehen. Erst einmal schauen wir uns die Gegend an.«

Das taten wir, indem wir um die Maschine herumgingen. Dabei wurde uns klar, daß tatsächlich andere Mächte ihre Finger im Spiel gehabt hatten, denn der Boden war nicht eben, sondern mit zahlreichen Steinen übersät, dazu noch hügelig, und die Maschine hätte sich bei einem normalen Landeanflug zumindest einige Male überschlagen, bevor die Trümmer in Flammen aufgegangen wären.

So sah es aus.

Als wir die andere Seite des Privatjets erreichten, fiel uns etwas auf.

Es war der uns gegenüberliegende Hügel, denn dort zeichnete sich schwach die Silhouette eines Schlosses oder eines großen Hauses ab.

Wir blieben stehen.

Keiner sprach ein Wort. Jeder schaute zu diesem Schloß hinüber und dachte über Erklärungen nach.

Das Gebäude machte auf uns einen finsteren, gleichzeitig jedoch anziehenden Eindruck. Hinter einigen Fenstern sahen wir das helle Schimmern, ein Beweis, daß dort Licht brannte und das Schloß bewohnt war.

Die übrigen Lichter befanden sich viel weiter von uns weg. In einem Tal sahen wir mehrere helle Punkte. Dort konnte sich unter Umständen eine Ortschaft befinden.

Sie lag zu weit entfernt für uns. Das Gebäude auf der jenseitigen Hügelseite war für uns das Ziel.

»Und wo können wir hier sein?« fragte Ricon.

Ich lachte auf. »Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Sprachen Sie nicht von Italien?«

»Klar.« Er nickte und schaute mich danach starr an. »Meinen Sie wirklich, daß wir in diesem Land sind?«

»Wahrscheinlich.«

»Wer hat uns da hingeleitet?«

»Keine Ahnung.«

Suko war schon vorgegangen. Er hatte einen Pfad entdeckt, der sehr schmal war und sich in Kehren dem Fuß des Hügels entgegenwand. Ihn mußten wir gehen.

Wir schritten hintereinander. Lose Steine bedeckten den Boden, die hin und wieder nach unten rollten, wenn wir zu hart gegen sie stießen.

Schon bald merkten wir selbst, wo wir uns befanden. Der Pfad führte mitten durch einen Weinberg. Es gab noch schmalere Wege, die in das Gelände hineinführten. Sie beachteten wir nicht und kümmerten uns um den normalen Pfad.

Natürlich mußten wir an der anderen Seite des Hügels wieder hoch.

Das würde schwerer werden.
Ob wir beobachtet wurden, wußten wir nicht. Zu sehen war niemand.
Dennoch glaubte ich, unter Kontrolle zu stehen.
Ich schaute mich ab und zu um. Nein, es war niemand zu erkennen.
Wenn wir beobachtet wurden, verhielten sich die anderen sehr geschickt. Ein Blick auf die Uhr zeigte mir, daß ich die Größe Zeit vergessen konnte. Die beiden Zeiger waren stehengeblieben. Sie zeigten noch die Startzeit an. Durch Magie waren wir möglicherweise nach vorn oder zurückgeschleudert worden. Klar, daß man sich in London unseretwegen jetzt Sorgen machen würde.
Und noch etwas bereitete uns Probleme.
Jane Collins, die Vitrine und der Würfel.
Wir hatten zwar nicht laut und groß darüber diskutiert, auch ohne Worte war uns klar geworden, daß Jane einfach zurückbleiben mußte.
Allein, denn eine Wache konnten wir nicht bei ihr lassen.
Da wir die Zeit nur schätzen konnten, glaubte ich, nach einer halben Stunde Gehzeit das Ende des Weinhügels erreicht zu haben.
Denn hier, noch zwischen den Bergen, trafen wir auf eine Straße, die nicht mehr in die Hügel hineinführte, sondern um sie herum und gleichzeitig bergauf lief.
Suko hatte die Idee. Er sagte: »Wenn mich nicht alles täuscht, wächst in der Toskana ein guter Wein – oder?«
Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden.
»Dann gehen Sie davon aus, daß wir uns in der Toskana befinden?« fragte Ricon.
»Ja.«
»Und die Hauptstadt ist Florenz«, gab ich meinen Senf dazu.
»Bis dahin müßten wir aber noch sehr weit laufen«, meinte Suko.
»Ich will da nicht hin«, mischte sich unser Pilot ein. »Kommen Sie endlich. Wir müssen zu dieser Burg.«
Da hatte er recht. Von dem Gedanken beflügelt, beschleunigten wir unsere Schritte. Diesmal hatte Ricon die Führung übernommen.
In weiten Bögen schmiegte sich die Straße an den äußeren Enden der Weinberge entlang und führte ständig bergauf.
Ich hielt Ausschau nach irgendwelchen Schildern, die auf ein Ziel hinwiesen, sah aber nichts. Das Haus, die Burg oder das Schloß auf der Hügelkuppe schien so bekannt zu sein, daß kein Hinweis auf das Gebäude nötig war.
Möglicherweise gehörte dem Schloßbesitzer auch der Weinberg, durch den wir schritten.
Je mehr wir an Höhe gewannen, um so beschwerlicher wurde der Weg. In der Luft lag ein nahezu betörender Sommergeruch. Es roch nach Blüten, Weinlaub und sogar ein wenig nach Meer.

Möglicherweise lag die Küste nicht weit entfernt.

Der Blick auf das Ziel war uns genommen. Erst nachdem wir mehrere Kurven durchschritten hatten, wurde die Sicht besser. Das Haus lag praktisch zum Greifen nahe vor uns.

Dennoch täuschten in der Dunkelheit die Entfernungen. Wir mußten weitere 20 Minuten hinzurechnen, um das Ziel zu erreichen.

Aus der Nähe sah es klotzig und wuchtig aus. Neben dem Eingang standen zwei Laternen. Das Licht hinter von Schmiedeeisen umgebenen Scheiben war gelblich. Seine Ausläufer berührten auch die Tür, zu der einige Stufen hochführten, deren außergewöhnliche Breite uns auffiel.

Ob wir entdeckt worden waren, konnte ich nicht sagen. Ich hoffte nur, daß man uns weiterhelfen konnte, und ging als erster die breite Treppe hoch.

Auch im Finstern war zu erkennen, mit welch dicken Mauern wir es zu tun hatten. Die Außenhaut des Gebäudes atmete den Geruch der Vergangenheit aus. Mir war das Haus zwar nicht direkt unheimlich, geheuer war es mir allerdings auch nicht.

Ich sah eine Klingel und einen Klopfer.

Als moderner Mensch entschied ich mich für die Klingel und hörte, als ich den Knopf nach unten gedrückt hatte, hinter der Tür ein hallendes Läuten.

Wahrscheinlich war es verstärkt worden und schallte durch den gesamten Bau. Wenn jemand da war, mußte er es hören.

Wir vernahmen die Schritte nicht und wurden überrascht, als die schwere Tür nach innen gezogen wurde.

Lichtschein fiel nach draußen. Er umhüllte nicht nur uns, sondern auch den Mann, der vor uns stand.

Ich hatte etwas sagen wollen, doch mir erstarben die Worte auf den Lippen.

Den Mann kannte ich. Ich hatte ihn schon einmal gesehen.

Und zwar innerhalb des Würfels!

***

Plötzlich hatte Luigi Canotti jegliches Interesse an dem schwarzhaarigen Mädchen verloren. Er hatte sich gedreht und starrte auf die Wand, in deren Innern sich deutlich diese unheimliche Figur abzeichnete.

Das goldene Skelett!

Luigi stand da, staunte, starrte, und rührte sich nicht vom Fleck.

Er hatte den Mund schließen wollen, da er sich lächerlich vorkam.

Nicht einmal dies schaffte er. Zuviel stürmte in diesen Sekunden auf ihn ein, denn er wußte, daß sich von nun an alles grundlegend ändern würde.

Sein Vater hatte ihm von den goldenen Skeletten berichtet. Jawohl, es waren mehrere Skelette.

Drei insgesamt.

Und einem davon stand er nun gegenüber.

Es unterschied sich nicht von einem normalen Skelett. Luigi sah die Knochen, den Schädel, die Gebeine. Er sah die leeren Augen, den leeren Mund und auch die leere Nase.

Eine schaurige Erscheinung innerhalb einer völlig anders gelagerten Welt. Fremd und unheimlich war sie eingedrungen in die Gegenwart und hatte den jungen Luigi geschockt.

Er spürte, wie ihm der Schweiß aus sämtlichen Poren brach. Obwohl er sich nicht bewegte, schwitzte er. Das Wasser sammelte sich unter seinen Achselhöhlen, und auch auf der Stirn waren die zahlreichen Tropfen zu sehen. Bisher hatte sich das Skelett nicht bewegt.

Wie eine vergessene Statue aus Gold stand es innerhalb der Felswand.

Das jedoch änderte sich. Luigi Canotti erkannte, daß durch den golden schimmernden Knochenkörper ein Zucken lief. Plötzlich befand sich alles in Bewegung, und das Skelett hob die rechte Hand.

Gleichzeitig spreizte es die fünf knöchernen Finger ab, und mit dem Zeigefinger winkte des dem jungen Luigi zu.

Damit zusammen bewegten sich auch die beiden fleischlosen Kiefer.

Vielleicht wollte das Skelett etwas sagen, möglicherweise sollte es eine Aufforderung sein, verstehen konnte Luigi nichts.

Dennoch begriff er!

Sein Nicken deutete dies an, und die geflüsterten Worte bestätigten es.

»Ja, ich werde kommen. Du kannst dich auf mich verlassen. Ich weiß genau, was ich zu tun habe.«

Er spürte noch die Aura des Unheimlichen und des Nichtfaßbaren, als er die Stimme vernahm. »Sprichst du mit mir?«

Sie traf ihn aus einer anderen Welt, aus der Gegenwart, und er drehte sich wieder um.

Engel stand am Eingang der Grotte. Das hellere, zuckende Licht traf nicht nur ihren Rücken, es hüllte sie auch ein und zauberte ein Muster aus Farben auf ihren Körper, während das eigentliche Gesicht noch im Schatten der Grotte lag.

»Willst du nicht kommen, Luigi?«

Es war eine automatische Bewegung, mit der er seine Brille zurechtrückte, bevor er die Antwort gab. »Natürlich komme ich. Sofort, du wartest ja auf mich.«

»Sehr gern sogar.«

Noch einen letzten Blick warf Luigi zurück in die Grotte. Er schaute auf das Gestein und fand es – leer.

Kein goldenes Skelett mehr. Dennoch war er sicher, sich nicht getäuscht zu haben. Die Worte seines Vaters waren also keine Lüge gewesen. Das allein zählte.

Er ging. Den Champagner beachtete er überhaupt nicht. Und er merkte auch kaum, daß die Schwarzhaarige ihre Hand in die seine legte und ihn zum Ausgang führte.

»Signore, bitte, ich bekomme noch Geld von Ihnen.« Plötzlich stand die Bedienung vor ihm und schaute ihn an.

»Geld?« Er sprach zu ihr und merkte es nicht »Die Flasche Champagner, Signore. Oder soll ich sie auf die Rechnung schreiben?«

»Ja, ja, tun Sie das.«

Er ging weiter und wußte eigentlich nicht, was er gesagt hatte.

Das alles geschah automatisch, denn das unheimliche Erlebnis hatte ihn regelrecht gezeichnet.

Er und das unbekannte Mädchen wurden beobachtet, als sie sich dem Ausgang näherten. Sie führte ihn, und kaum jemand sah im Licht der Disco-Beleuchtung das Lächeln auf den Lippen des Mädchens. Es war geheimnisvoll und gleichzeitig wissend.

So verließen die beiden die Disco, um vor der Tür die frische Luft einzuatmen.

Bis auf ein Pärchen hatten sich die Stufen geleert. Die beiden ließen sich nicht stören, auch dann nicht, als Luigi beim Gehen den Rücken des Mädchens streifte.

Als er den Druck der Finger an seinem Arm spürte, blieb er stehen.

Das Mädchen schaute ihn an. »Du hast doch sicherlich einen Wagen in der Nähe stehen?«

»Ja…«

»Dann hol ihn.«

»Nein, wir gehen hin.«

»Meinetwegen.« Sie lächelte amüsiert und hängte sich bei ihm ein, als sie den Weg nach links einschlugen und in eine schmale Gasse gingen, die bergab führte. Es war eine Sackgasse, an deren Ende der Wagen des jungen Mannes stand.

Eingekeilt zwischen zwei alten Fiats parkte der metallicglänzende Lancia. Er gehörte Luigi. Sein Vater Romano hatte ihn seinem Sohn vor einem Jahr zum Geburtstag geschenkt.

Wenn jemand in der Gegend heiß fuhr, dann war es Luigi. Und jeder Polizist drückte ein Auge zu. Niemand wollte es sich mit der Familie verderben. Luigi holte den Schlüssel aus seiner Seitentasche und öffnete den Wagenschlag. Engel schob sich an ihm vorbei in den Wagen und öffnete den Riegel der Beifahrertür.

Wie selbstverständlich stieg sie ein und schnallte sich an. Genau in dem Augenblick, als Luigi die Tür zurammte.

Dann startete er.

Eine Drehung mit dem Zündschlüssel, ein sattes Geräusch erklang, als der Motor aufheulte. Aus dem Auspuff röhrte es. Die dünne Abgasfahne war dunkelgrau, als sie aus der Öffnung stob und sich sofort in der Luft verteilte.

Dann ging es ab.

Unter den Breitreifen knirschte der umherliegende Kies. Schnell schaltete Luigi höher. Er jagte durch die enge Gasse. Das dröhnende Fahrgeräusch wurde von den Hauswänden zurückgeworfen, als würde der Lancia durch einen Tunnel rasen.

Die Disco huschte vorbei, eine Rechtskurve, wieder eine Gasse, die auf einen Platz mündete, von dem eine breitere Straße in die Berge abzweigte.

Die nahm Luigi.

Normalerweise wurde er am Lenkrad zum Tiger. Diesmal jedoch hockte er verkrampft dahinter und glich einer schwitzenden Schaufensterpuppe. Er hatte seine Unterlippe vorgeschoben. In seinen Augen leuchtete es, als er auf den gelben Teppich schaute, den die Scheinwerfer vor den Reifen auf die Fahrbahn schleuderten.

Das Dorf hatte er schnell passiert. Er schaltete und fuhr automatisch.

Wie ein Mensch kam er sich nicht vor, eher wie ein im Wagen sitzender Fremdkörper. Seine Gedanken beschäftigten sich allein mit dem goldenen Skelett.

Es war also keine Lüge gewesen, die ihm sein Vater zum 21.

Geburtstag erzählt hatte. Es gab diese Skelette, und es existierte eine Verbindung zwischen den Wesen und der Familie Canotti.

Wie diese Verbindung genau entstanden war, konnte Luigi nicht sagen. Er hatte nur beim ersten Anblick das Gefühl gehabt, zu diesem Skelett hingezogen zu werden. Es war ihm fremd und dennoch so vertraut. Diese Tatsache mußte er zunächst einmal verdauen.

Engel sagte nichts.

Sie saß neben ihm. Hin und wieder verdrehte sie die Augen. Dann schaute sie auf den Fahrer und sah dessen steinern wirkendes Gesicht.

Sie zeigte auch keine Angst, obwohl der junge Mann den Lancia hart und rasant durch die engen Kurven zog.

Da es lange nicht mehr geregnet hatte, wirbelten die Reifen gewaltige Staubwolken in die Höhe, die als dicke Schwaden über dem Wagen hervorquollen und ihn begleiteten.

»Wie lange müssen wir noch fahren?« fragte das Mädchen.

»Wir befinden uns bereits auf dem Land meines Vaters.«

»Besitzt er auch Weinberge?«

»Ja.«

»Und die Eisfabrik?«

»Woher weißt du das?«

»Man erzählt es sich.«

Dieser letzte Satz gab den Ausschlag. Luigi lenkte den Wagen an den Straßenrand und trat auf die Bremse. Der Lancia kam rutschend zum Stehen.

Das Mädchen war von dem Gurt aufgefangen worden. »Was hast du?«

Luigi drehte ihr das Gesicht zu. Hinter den Gläsern der Brille wirkten die Augen wie schwarzes Eis. »Du mußt aussteigen.«

»Wieso?«

»Geh raus. Ich habe es mir anders überlegt. Ich kann dich nicht mitnehmen. Jetzt nicht mehr.«

Engel lachte unecht. »Tut mir leid, Luigi, das verstehe ich nicht. Erst wolltest du mich unbedingt deiner Mutter vorstellen, und nun bekommst du kalte Füße. Machst du das mit allen Mädchen, daß du sie auf halber Strecke aussetzt?«

»Nein, es ist eine Ausnahme.«

»Ich sehe nicht ein, daß ich die Ausnahme sein soll.«

»Es muß sein!«

Engel schüttelte den Kopf.

Luigi Canotti ballte die Hände. »Wenn du nicht freiwillig aussteigen willst, muß ich dich hinauswerfen. Es tut mir selbst leid, aber ich kann nicht anders.«

Nun sagte das Mädchen etwas, das Luigi erschreckte. »Hängt es vielleicht mit dem Skelett zusammen, das du gesehen hast?«

Der junge Italiener zuckte zusammen. »Was hast du da gesagt?« flüsterte er. »Ein Skelett?«

»Ja, ein goldenes.«

»Du hast es also gesehen?«

Engel lachte. »War ja nicht schwer. Es stand in der Felswand. Nach seinem Auftauchen warst du verändert.«

Luigi gab keine Antwort. Statt dessen streckte er den rechten Arm aus, so daß sich die Hand allmählich dem im Zündschloß steckenden Schlüssel näherte.

»Was hast du vor?« fragte das Mädchen.

Er drehte den Schlüssel herum. »Wir fahren weiter.«

»Du nimmst mich also mit?« fragte sie in das Aufröhren des Motors.

»So ist es.«

»Wie kommt es zu deinem Sinneswandel?«

Er hob die Schultern und wollte nichts mehr sagen. Dabei startete er so schnell, daß Engel gegen die Rückenlehne gedrückt wurde.

Unter den Rädern spritzten die kleinen Steine weg. Die nächste Kurve nahm der junge Mann noch schärfer, und der Wagen geriet in den Schatten der Weinberge.

Steiler wurde der Weg. In Serpentinen schraubte er sich in die Höhe, und nach einigen Kurven gelang es dem Mädchen, das Ziel zu

erkennen.

Vor sich, auf einem Hügel, entdeckte Engel das Gebäude. Es war nur deshalb zu sehen, weil hinter einigen Fenstern Licht brannte und sie deshalb wie gelbe Augen wirkten.

»Da ist es, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Luigi.

»Ihr wohnt sehr schön.«

»Sicher.«

Mehr sagte er nicht. Er fuhr nur, und es dauerte nicht lange, da wurde die Straße breiter. Sie führte direkt auf das schloßartige Haus der Canottis zu.

Zunächst wunderte sich Engel, daß der Fahrer nicht vor dem Haus stoppte, sie fragte auch nicht nach und sagte auch keinen Ton, als der junge Mann den Wagen um das Schloß herumlenkte und so an die Rückseite geriet.

Dort stoppte er neben einem anderen Fahrzeug. Es war ein großer Amerikaner, ein Ford. Seine Metalliclackierung glänzte wie poliertes Silber.

»Aussteigen«, sagte Luigi.

»Und dann?«

Er warf ihr einen schrägen Blick zu. »Wirst du schon sehen. Ich bin gespannt, was meine Mutter zu dir sagt.«

»Du hängst sehr an ihr, wie?«

»Ja.«

Mehr sagte er nicht. Er öffnete dem Mädchen auch nicht die Tür, also mußte Engel allein aussteigen. Sie drehte sich aus dem Wagen, stellte sich hin und erschrak, denn vor ihr stand ein Mann, den sie zuvor nicht hatte kommen sehen.

Der Mann starrte ihr ins Gesicht. Hinter seiner dicken Hornbrille hatten die Augen einen düsteren Ausdruck angenommen. Die fleischigen Lippen lagen aufeinander, die Winkel des Mundes waren verzogen. Ohne Engel anzusprechen, schaute er über ihre Schulter hinweg und wandte sich an seinen Sohn.

»Wer ist sie?«

Luigi kam näher. »Ich habe sie aus dem Dorf mitgebracht.«

»Mußte das sein?«

»Zuerst ja, aber dann…«

»Genau das ist es. Aber *dann*. Du hast es gesagt.« Der Blick des Mannes pendelte sich wieder auf das Mädchen ein. Engel spürte ihn über ihren Körper tanzen, und sie verglich ihn mit dem sezierenden Messer eines Chirurgen.

Über ihren Rücken rann es kalt. Etwas störte sie an diesem Blick, auch an der gesamten Atmosphäre. Sie hatte sich verdichtet. Sie war unheimlicher geworden. Aus der Ferne glaubte sie, das Brummen

eines Flugzeugs zu hören, doch das war unwichtig geworden. Sie konzentrierte sich auf ihr Gefühl, und das steigerte sich zur Angst.

Sie gestand sich ein, einen Fehler gemacht zu haben, als sie mitgefahren war.

Von der Seite her vernahm sie knirschende Schritte. Luigi kam.

Sie schaute hin.

Aus dem Dunkel geriet er in das Licht der Scheinwerfer. Wie immer schritt er ein wenig steif. Er wirkte so arrogant und gleichzeitig bubihaft. Das perfekte Muttersöhnchen, das unter einem unnatürlichen Schutz der Familie stand. Doch etwas paßte nicht zu dieser Beschreibung.

Es war die Waffe, die Luigi in der rechten Hand hielt.

Eine mit Hartgummi verkleidete Stahlrute!

Die hätte eher in die Faust eines Rockers gehört, aber nicht in die Hand des Muttersöhnchens Luigi.

Engel konnte sich sehr gut vorstellen, was die Waffe bedeutete.

Wenn sie nicht genau das tat, was Luigi und sein Vater verlangten, würden diese zu härteren Maßnahmen greifen.

Noch gab es die Chance zur Flucht!

Wahrscheinlich rechneten beide nicht damit, aber sie riskierte es einfach, drehte sich auf dem Absatz herum und jagte weg. Es gab nur eine Richtung, in die sie laufen konnte, denn zur rechten Seite hin wurde ihr der Weg versperrt. Erstens durch das Auto, und zweitens durch die Mitglieder dieser unheimlichen Familie.

»Halt sie fest!« Luigis Stimme überschlug sich, als er seinen Vater anschrie.

Der reagierte zu langsam.

Er hatte nicht damit gerechnet, ein Mädchen vor sich zu haben, das einmal Turnerin gewesen war. Jedenfalls war sie sehr gelenkig und wich der zupackenden Hand des anderen aus. Gleichzeitig schlug sie ihren rechten Arm zur Seite, traf Luigis Vater und vernahm dessen wütenden Grunzlaut.

Sie schöpfte wieder Hoffnung. Am besten wäre es gewesen, wenn sie mit einem Wagen hätte fliehen können, so aber mußte sie durch die Weinberge zu Fuß hetzen, und das waren verdammt viele Kurven, wie sie bereits auf der Hinfahrt erlebt hatte.

Hinter sich vernahm sie die Stimmen der Männer. Sie hörte auch Schritte. Wahrscheinlich nahm der jüngere Luigi die Verfolgung auf.

Sehr sportlich hatte er nicht ausgesehen. Engel hoffte, daß sie ihm entkommen konnte, falls er nicht doch den Wagen nahm, denn dann mußte sie in die Weinberge flüchten.

Zu einer Familie gehören immer mehrere Personen.

Der junge Mann hatte von seiner Mutter berichtet. Bisher hatte Engel nur den Vater kennengelernt. Plötzlich sah sie die Mutter.

Woher die Frau gekommen war, wußte sie nicht zu sagen. Sie stand auf einmal da, versperrte ihr den Weg und hielt etwas in der Hand, das wie ein Lasso aussah.

Engel war mitten im Sprung gewesen, als sie die Person erkannte.

Jetzt warf sie sich zur Seite, wollte ihr entkommen und sah, daß die Frau ihre Hand bewegte.

Nein, es war kein Lasso!

Größere Kugeln wischten auf Engel zu. Zwei davon sah sie. Sie wurden nach rechts und links weggetrieben, und die rechte kam blitzschnell zurück.

Treffer!

Etwas legte sich mit rasender Geschwindigkeit um ihren Hals.

Gedankenschnell zog sich die Schlinge, der Schwerkraft der Kugel folgend, zu, so daß sie eine Würgeklammer bildete.

Grell war das Lachen. Es schallte dem Mädchen aus dem Mund der Frau entgegen. Im nächsten Augenblick spürte Engel, wie ihr die Füße weggerissen wurden.

Sie versuchte, sich zu halten, aber sie schaffte es einfach nicht, auf den Beinen zu bleiben.

Schwer krachte sie auf den Rücken. Luft bekam sie nicht. Durch den von ihr aufgewirbelten Staubschleier sah sie die Gestalt der anderen auf sich zukommen.

Das Gesicht der Frau war zu einer Grimasse verzerrt. Engel hörte ihr Lachen, und sie wußte, daß es ein Ausdruck des Triumphes war, den die andere in ihrem Innern fühlte.

Das auf dem Boden liegende Mädchen hatte nicht einmal mehr die Kraft, die Arme zu heben. Gnadenlos hatte sich die Schlinge der Bola um seinen Hals gelegt und ihm die Luft abgesperrt.

»Soll ich sie töten?«

Die Frau hatte gefragt. Was die beiden Männer antworteten, bekam das Mädchen nicht mehr mit, denn es raste in den tiefen Schacht der Bewußtlosigkeit…

***

Ich war so überrascht, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte.

Deshalb hielt ich zunächst einmal den Mund, um andere reden zu lassen.

Suko mußte das gleiche empfinden wie ich, aber auch er gab keinen Kommentar ab.

So schauten wir beide auf den Mann mit der dicken Hornbrille. Er trug ein dunkles Jackett, ein weißes Hemd und eine gepunktete Fliege. Auch die Hose war dunkel. Wie er so vor uns stand, machte er den Eindruck eines hochnäsig und kalt wirkenden Aristokraten.

Auf jeden Fall wußten Suko und ich, daß wir hier richtig waren, und

wir würden so leicht nicht wieder verschwinden, das stand fest.
»Signori?« fragte der Mann und hob die Augenbrauen über den Brillenrand.
»Dürfen wir eintreten?« fragte ich.
»Aus welchem Grund?«
Ich lächelte. »Es besteht ein Notfall…«
Bevor ich weiterreden konnte, mischte sich Daniel Ricon ein. Er drängte mich zur Seite und sprach auf den Mann ein. Ricon redete so schnell, daß ich nur die Hälfte verstand. Aber ich wußte, was er meinte.
Er wollte gewissermaßen um Asyl bitten, denn wir hatten uns in der Gegend verirrt und mußten zunächst eine Möglichkeit finden, um aus dieser Klemme wieder herauszukommen.
Anscheinend hatten seine so schnell dahingesprochenen Worte den Mann überzeugt, denn er trat zur Seite, um uns Platz zu machen. Wir nahmen es als Aufforderung und betraten sein Haus.
Es war ein Palazzo. Dicke Mauern hielten die Wärme ab, so daß im Innern eine angenehme Kühle herrschte. Dunkle Möbel herrschten vor.
Der Boden war mit ebenfalls dunklen Marmorfliesen bedeckt, auf dem auch einige Teppiche lagen.
Wir schritten in die Halle hinein und wurden zu einer Sitzgruppe geleitet, über der ein hoher Kronleuchter hing. Nur wenige Lampen brannten in ihm, so daß der größte Teil der Halle und auch eine nach oben führende Treppe im Dunkeln lagen. Da sich der Hausherr noch nicht gesetzt hatte, blieben auch wir stehen. Der Mann stellte sich vor.
Er sprach mit einer dunklen, volltönenden Stimme. »Mein Name ist Romano Canotti. Ich heiße Sie in meinem Haus willkommen.«
Auch wir sagten unsere Namen. Von seiner Seite aus erfolgte keine Reaktion, als er sie hörte. Entweder kannte er uns nicht, oder er hatte sich gut in der Gewalt. Mit einer Hand deutete er auf die Sessel und die Couch. »Wenn Sie es sich bequem machen wollen. Ich hole eine Flasche Wein. Dann berichten Sie, bitte.«
Das war zwar nicht nach meinem Geschmack. Doch wenn der Mann schon so gastfreundlich war, konnte ich nicht ablehnen.
Daniel Ricon war froh, sich in die weichen Polster fallen lassen zu können. Suko sah die Sache skeptischer.
Die Schritte des Hausherrn verklangen. Dann schlug irgendwo eine Tür, und wir waren allein.
Uns fiel die Stille auf. Irgendwie empfanden wir es sogar als störend, sie zu unterbrechen, deshalb schwiegen wir und schauten uns nur um.
Wohl fühlte sich keiner. Suko und ich saßen ruhig. Daniel Ricon rutschte nervös hin und her.
»Was haben Sie?« fragte ich.

»Das gefällt mir alles nicht. Mir kommt es vor, als hätte man uns erwartet.«

»Möglich.«

Daniel beugte sich vor und senkte seine Stimme zu einem Flüstern.

»Dann glauben Sie also, daß die Flugzeugentführung und der Besuch hier zusammenhängen?«

»Das weiß ich nicht. Ich nehme es zunächst einmal an.«

»Wenn ich nur wüßte, wo wir hier hineingeraten sind«, flüsterte der Pilot. »Verdammt, verdammt, ich drehe bald durch.« Er stand auf und sah sich um. »Da steht ein Telefon!« rief er plötzlich. »Dort können wir anrufen.«

Er wollte schon hin, als er erneut die Schritte hörte. Der Hausherr kam zurück.

Ich schaute über meine Schulter. Aus dem Dunkel tauchte Signore Canotti auf. Er ging aber nicht direkt auf uns zu, sondern trat nach links weg auf einen Kamin zu.

Das Holz lag schon bereit. Canotti rieb ein langes Streichholz an und zündete das trockene Holz an.

Sofort leckten die Flammen in die Höhe und begannen mit ihrem zuckenden und tanzenden Spiel. Das rötliche Licht fiel auch auf das Gesicht des gebückt dastehenden Mannes und ließ seine Haut aussehen wie in der Hölle geschmort.

Romano Canotti schaute noch einen Moment in das Kaminfeuer, nickte zufrieden und trat auf uns zu. Die Flasche Wein hielt er in der linken Hand. Im Keller mußte er sie liegen gehabt haben, denn auf der dunklen Außenhaut der Flasche sahen wir den Staub der langen Lagerung.

Einen Öffner hatte er ebenfalls mitgebracht. Geschickt drehte er den Korkenzieher, und mit einem satten Laut schnellte der Korken aus der Öffnung. »Es ist ein Chianti Classico«, erklärte er uns. »Ich trinke ihn gern, wenn ich Gäste habe.«

Die Gläser standen auf einem kleinen Wagen. Canotti zog ihn heran und füllte den blutroten Wein in die Gefäße. Danach setzte er sich neben mich und hob sein Glas.

Wir tranken uns zu. Keine Frage nach dem Wohin und nach dem Woher. Zunächst einmal mußten wir kosten und konnten uns nach dem ersten Schluck ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen.

»Er ist hervorragend«, gab Daniel Ricon, der Franzose, zu.

»Danke.«

»Aber jetzt hätte ich eine Frage, Signore. Ich muß telefonieren. Kann ich mal von hier aus?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Romano Canotti. »Der Apparat steht Ihnen zur Verfügung.«

»Danke sehr.« Ricon stand auf und ging hin.

Es war alles so schrecklich normal. So harmlos, wie ich zugeben mußte. Nichts erinnerte an ein Grauen, das unsichtbar über oder zwischen uns lag. Dennoch mußte es einen Grund geben, daß wir unter anderem das Gesicht dieses Mannes auf einer der Würfelflächen gesehen hatten.

Der Pilot unterbrach meine Gedanken.

Ricon hielt den Hörer in der Hand und hatte sein Gesicht uns zugedreht. »Es funktioniert nicht«, sagte er.

»Wieso?« fragte Canotti, »Die Leitung ist tot.«

Diese Antwort überraschte auch Suko und mich. Während wir sitzen blieben, stand der Hausherr auf und trat zu Ricon. Er nahm ihm den Hörer aus der Hand, lauschte selbst und nickte.

»Tatsächlich, sie ist tot.«

Wir hörten Ricons Atmen. »Verdammt«, sagte er dann. »Da stimmt doch was nicht. Das ist nicht normal. Erst die Sache mit dem Flugzeug und jetzt die tote Leitung. Sie wollen uns reinlegen, Canotti.«

Der Blick des Mannes wurde starr. »Wie meinen Sie das, Signore?«

»So, wie ich es gesagt habe.«

Ich stand auf. »Kommt es öfter vor, daß Sie nicht telefonieren können?« erkundigte ich mich lauernd.

»Hin und wieder passiert ist.«

»Gibt es Gründe?«

»Möglich. Ein Unwetter oder so.«

»Das hatten wir aber nicht.«

»Was wollen Sie damit sagen, Signore Sinclair?«

Ich blieb vor dem Hausherrn stehen. »Daß mir hier zu viele Zufälle auf einmal zusammentreffen. Ich will Ihnen etwas sagen, Signore Canotti. Hier stimmt tatsächlich einiges nicht. Und darüber sollten wir uns unterhalten. Auch über unseren seltsamen Geisterflug, der uns in diese Gegend geführt hat.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Was wollen die Herrschaften denn?«

Die Stimme der Frau überraschte uns alle. Sie war dort aufgeklungen, wo sich die Treppe befand, und wir schauten hin.

Etwa auf halber Höhe stand die Person. Als sie zwei Stufen vorging, geriet sie in das Streulicht des Kronleuchters.

Abermals traf mich die Überraschung, denn auch das Gesicht der Frau hatte ich auf der Würfelfläche gesehen.

Allmählich wurde die Sache interessant. Fehlte nur noch der dritte im Bunde, der jüngere, wahrscheinlich der Sohn.

Wir schauten uns die Frau genauer an. Ihr Haar war ebenso grau wie das Kleid, und sie hatte es auch im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden. Das Gesicht zeigte kein freundliches Lächeln.

Die Augen blickten eher abweisend. Sie empfand unseren Besuch als

eine Störung.

Ich sah, daß sie einen seltsamen Gürtel um die Taille geschlungen hatte. An diesem Gürtel hingen drei Kugeln, so etwas hatte ich bisher nicht gesehen.

Sekunden waren nur vergangen. Die Frau ließ die Treppe hinter sich.

Wir erfuhren, daß es die Hausherrin war, eine gewisse Maria Canotti.

Bisher hatten wir ja nur zwei Mitglieder der Familie kennengelernt, aber beide kamen mir vor, als gehörten sie überhaupt nicht in die heutige Zeit. Sie waren nur mehr ein Relikt der Vergangenheit, wo sie besser hingepaßt hätten.

Als die Frau die Treppe hinter sich gelassen hatte, wandte sie sich an ihren Mann. Sie sprach italienisch, dazu sehr schnell, ich verstand trotzdem das meiste.

Sie wollte, daß wir das Haus verließen, und ihr Mann nickte ein paarmal. Danach suchte sie sich Suko aus. »Wie sind Sie überhaupt zu uns gekommen?«

»Mit einem Flugzeug.«

»Und wo sind Sie gelandet?«

Suko lächelte. »Nicht weit von hier. Auf einer Ebene.«

»Da gibt es keine Landebahn.«

»Die brauchten wir auch nicht.«

Die Frau verengte die Augen. »Wieso?«

»Weil wir sehr gute Führer hatten, Signora. Vielleicht die besten, die man sich vorstellen kann.«

»Und wer soll das sein?«

»Möglicherweise drei goldene Skelette.«

Jetzt war es heraus. Suko und ich ließen keinen Blick von der Person.

»Skelette?« Sie wiederholte nur dieses eine Wort, um danach ihren Mann anzuschauen.

Canotti hob die Schultern. Er war entweder ein guter Schauspieler oder wußte wirklich nichts. Ich jedoch traute ihm nicht über den Weg und wollte abwarten.

Leider konnten wir uns in diesem Haus, in dem wir nur Gäste waren, nicht so bewegen, wie wir es gern gewollt hätten. Außerdem war der Familie nichts zu beweisen.

Und noch jemand kam.

Er schlich, denn wir hatten ihn nicht gehört. Wie ein Geist tauchte er aus der Dunkelheit auf, kam näher, und wir erkannten zuerst sein bleiches Gesicht, das ich schon einmal gesehen hatte, als es innerhalb der Würfelfläche schimmerte.

Er rückte seine Brille hoch, und auch die Bewegung, mit der er dies tat, geschah langsam und bedächtig. Für einen jungen Mann war er sehr konservativ angezogen. Keine Jeans oder lockere Kleidung, sondern Jackett und scharf gebügelte Hose.

So blieb er vor uns stehen.
Rechts die Mutter, links der Vater. Die Familie hatten wir endlich zusammen.
»Was ist denn hier passiert?« erkundigte sich der junge Mann.
»Wer sind diese Leute?« Wie er den Satz aussprach, ließ darauf schließen, daß er sich erhaben fühlte und ihn unsere Anwesenheit anwiderte.
Seine Mutter übernahm die Vorstellung.
»Ausländer?« fragte der junge Mann.
»Ja, Luigi.«
»Weshalb gehen sie nicht?«
»Sie waren gerade dabei«, erwiderte Romano Canotti. »Stimmt doch – oder?«
»Eigentlich nicht«, erwiderte ich und schaute in die erstaunten Gesichter. »Es gibt da noch etwas zu klären.«
»Und was?« erkundigte sich Maria Canotti »Es geht um drei goldene Skelette.«
Sie hob die Schultern. »Tut mir leid«, erwiderte sie dennoch scharf.
»Ich habe das Gefühl, es hier mit Spinnern zu tun zu haben. Überlegen Sie mal. Sie schellen hier, wir bieten Ihnen Gastfreundschaft an, und Sie provozieren uns im eigenen Heim. Es ist doch klar, daß man Sie raussetzen muß.«
Ich gab es natürlich nicht zu, innerlich jedoch dachte ich ähnlich.
Hätte mir das Schloß gehört, ich hätte sicherlich nicht anders gehandelt, aber ich mußte davon ausgehen, daß diese seltsame Familie einiges zu verbergen hatte.
Reagiert hatten sie auf die Bemerkung mit den drei Skeletten nicht.
Für mich ein Beweis, daß ich es mit guten Schauspielern zu tun hatte.
Die Frau ging vor. Sie schritt daher, als hätte sie einen Ladestock verschluckt.
Dabei bewegte sie sich nicht einmal schnell, sondern mehr bedächtig und langsam.
An der Tür blieb sie stehen, atmete tief durch und öffnete.
Das Zeichen verstanden wir.
Ich schaute noch einmal auf die Männer. Sie rührten sich nicht.
Zwischen ihnen befand sich die Distanz einer Körperlänge. In den Gesichtern las ich keine Bewegung. Die Pupillen schienen zu Kohlestücken erstarrt zu sein.
Die von außen nach innen dringende kühle Luft traf nicht nur unsere Gesichter, sie fuhr auch in die Flammen, wirbelte sie hoch und schuf ein gespenstisches Spiel aus Licht und Schatten.
»Gehen Sie!«
Ricon bewegte sich als erster. Einen zögernden Schritt tat er, schaute

uns an und lief vor.
Suko setzte sich ebenfalls in Bewegung, ich bildete den Schluß und hörte den Schrei.
Sofort stand ich still!

***

In London rotierte man.
Selbst Sir James hatte es in seinem Büro nicht gehalten. Von einem Fahrer hatte er sich zum Flughafen Heathrow bringen lassen, um dort mit den zuständigen Leuten zu reden und sich an Ort und Stelle zu informieren.
Der Leiter der Flugsicherung empfing den Superintendenten in einem kleinen Büro. Tee oder Kaffee lehnte Sir James ab, er kam sofort zur Sache.
»Sie haben also die Maschine verloren«, stellte er fest.
Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, nicht wir haben sie verloren. Die Franzosen.«
»Wie das?«
»Paris hatte die Maschine für eine Weile auf dem Schirm. Wir hätten sie eigentlich übernehmen sollen, da war sie plötzlich verschwunden.«
»Und was bedeutet das im Klartext?«
Der Fachmann legte die Stirn in Falten. »Das kann ich Ihnen sagen, Sir. Die Maschine muß abgestürzt sein.«
Sir James reagierte nicht. Er sprach kein Wort mehr, nur seine Stirn warf leichte Falten. »Wenn sie davon ausgegangen sind«, sagte er nach einer Weile des Überlegens, »gibt es ja eigentlich nur eine Reaktion. Es werden Suchtrupps ausgeschickt, die nach Trümmern und Überlebenden forschen. Ist das geschehen?«
»Natürlich.«
»Und das Ergebnis?«
»Negativ, Sir. Man hat nichts gefunden, was in diese Richtung deutet. Keine Stücke einer Tragfläche, keine Zeugen, die irgend etwas beobachtet haben, das Flugzeug scheint sich in Luft aufgelöst zu haben. So sehen wir es. Technisch ist das natürlich unmöglich, deshalb haben wir uns auch unsere Gedanken gemacht.«
»Das Ergebnis?«
»Es muß dem Piloten gelungen sein, der Radarkontrolle zu entgehen. Durch Unterfliegen, zum Beispiel.«
»Und wo hätte er landen können?«
Auf diese berechtigte Frage des Superintendenten blieb der andere eine Erwiderung schuldig. Er wußte es nicht.
»Sie sind der Fachmann!« drängte Sir James. »Sagen Sie es. Wo konnte er landen?«
»Ich bin überfragt.«

»Es gibt also für das Verschwinden der Maschine keine technische Erklärung!« faßte Sir James zusammen.

»So ist es.«

»Und die Suchtrupps haben auch nichts gefunden?«

»Ich erhielt keine Nachricht.«

Sir James sah ein, daß es keinen Sinn hatte, noch länger zu diskutieren.

Der Privatjet war verschwunden, und so, wie die Dinge nun einmal lagen, bestand kaum eine Chance, daß er je wieder auftauchen würde.

Der Leiter der Flugsicherung fühlte sich unwohl in seiner Haut.

»Sir, wir haben unser möglichstes getan, glauben Sie mir, aber das ist etwas völlig Neues. Bisher hat es immer Erklärungen gegeben…«

»Und das Bermuda-Dreieck?« fragte Sir James.

Der Techniker riß erstaunt seinen Mund auf. »Ja, glauben Sie denn daran, Sir?«

»Sie nicht, nach dem, was hier alles geschehen ist?«

»Nein, also eigentlich…«

»Ich würde Ihnen raten, daran zu glauben, mein Lieber. Es ist besser. Irgendwo zwischen England und Frankreich muß es so etwas wie ein Bermuda-Dreieck geben. Aber das herauszufinden, ist nicht Ihre Sache. Ich werde die Dinge in die Hand nehmen.«

»Dann kann ich Ihnen nur viel Glück wünschen.«

»Danke«, erwiderte Sir James sarkastisch.

Der Leiter der Flugsicherung begleitete den Hohen Polizeioffizier aus seinem Büro. Sir James sprach nicht. Kenner, die ihn jetzt gesehen hätten, wären sicherlich verwundert gewesen, einen so nachdenklichen Sir James zu sehen. Das Faltenmuster auf seiner Stirn war nicht gewichen. Nach wie vor dachte er über diesen vertrackten Fall nach, für den es leider keine Erklärung gab.

Eingeweiht war er. Sir James wußte, daß es John und Suko gelungen war, Jane Collins zu fassen. Wenn auch als fast Tote. Sollte sie es vielleicht noch geschafft haben, die beiden Geisterjäger zu überwinden?

Denn sie war gleichzeitig mit verschollen, da sie sich ebenfalls in der Maschine befunden hatte.

Wie Sir James es auch drehte und wendete, auf eine Lösung des Falles kam er nicht.

Aber er kannte einen gewissen Paul Meurisse, den Mann vom französischen Geheimdienst. Persönlich hatte er ihn nie gesehen, doch er wollte noch mit ihm reden. Vielleicht wußte der doch mehr.

Möglicherweise hatte man etwas übersehen. Deshalb ließ sich Sir James so rasch wie möglich in sein Büro fahren und meldete ein Gespräch nach Frankreich an.

Die Polizeichefs der verschiedenen Länder kennen sich

untereinander.
Gerade die Beziehungen eines Sir James Powell konnte man mit dem Begriff erstklassig umschreiben. Er wußte sofort, welche Nummer er anzuwählen hatte, um einen der Verantwortlichen des französischen Geheimdienstes an die Strippe zu bekommen.
»Auf Ihren Anruf habe ich gewartet, Sir.«
»Ja, Alex, das war klar. Wie geht es so?«
»Die Familie macht Kummer.«
»Wie dieses?«
Der Franzose stöhnte auf. »Da hat man nun drei Kinder in die Welt gesetzt, und keines will so wie der Vater. Aber das sind meine Probleme. Wir rotieren hier gemeinsam.«
»Ihr sucht die Maschine.«
»Genau.«
»Gibt es wirklich keine Spuren?« fragte Sir James. »Auf unserer Seite leider nicht, wie man mir versicherte.«
»Hier sieht es auch mies aus«, gab der Franzose zu.
»Haben Sie mit Ihrem Meurisse gesprochen?«
»Mehr als einmal.«
»Da kam auch nichts bei heraus?«
»Nein.« Der Franzose seufzte. »Meurisse hat Ihre beiden Leute nur zum Flughafen gebracht. Dort stiegen sie in die Maschine und düsten ab. Das lief alles normal.«
»Und diese Vitrine war mit dabei?«
»Sicher.«
»Ist dieser Mörder wirklich tot?« hakte Sir James nach.
»Sie meinen Pierre Trudot?« Alex lachte. »Toter geht es nicht. Die Spur ist kalt. Bleibt nur das Flugzeug.«
»Das verschwunden ist«, präzisierte der Engländer. »Falls noch irgend etwas geschehen sollte, rufen Sie mich bitte an.«
»Das gleiche gilt für Sie, Sir.«
»Natürlich.« Der Superintendent unterbrach das Gespräch. Er ließ sich in dem Stuhl zurückfallen und wischte über seine Stirn. Selbst das leise Klopfen überhörte er, so sehr war er in Gedanken versunken. Erst als Glenda Perkins die Tür öffnete, schaute er auf.
»Keine Spur«, erklärte der Superintendent.
Glenda wurde noch bleicher. »Dann haben Sie keine Hoffnung?« fragte sie mit leiser Stimme.
Wenig später wunderte sie sich darüber, wie Sir James noch lachen konnte. »Doch, ich habe Hoffnung. Ich habe sogar große Hoffnung, weil man eben nichts gefunden hat. Das gibt uns eine Chance. Meiner Ansicht nach muß die Maschine entführt worden sein.«
»Und von wem?«
»Das ist die Frage. Ich rechne damit, daß es mit Jane Collins

zusammenhängt und auch mit dem Würfel des Unheils, von dem wir gehört haben. Aber das wird sich noch alles herausstellen, hoffe ich. Wir jedenfalls können nichts unternehmen und nur warten.«

»Weiß man in etwa, wo die Maschine abgestürzt ist?« fragte Glenda.

»So einigermaßen.«

»Und man hat dort geforscht?«

»Das ja. Nur scheint sie nicht abgestürzt zu sein, weil keine Trümmer gefunden wurden. Aber was sollen wir uns darüber den Kopf zerbrechen? Es gibt hier nur ein Entweder oder ein Oder.«

»Ich hoffe auf das Oder.«

»Ich auch, Miß Perkins.«

Glenda ging. Zurück blieb ein Superintendent, dessen Sorgen von Minute zu Minute stiegen. Er selbst war so gut wie nie an den Einsätzen beteiligt, doch er ahnte, daß sich mittlerweile etwas Entscheidendes anbahnte. Er wollte auch nicht an den Tod seiner beiden Männer glauben, denn für ihn hatten andere Kräfte die Regie übernommen.

Und zwar magische. Aber das hätte er einem Geheimdienstmann wie Alex nicht begreiflich machen können.

***

Wo endet das Leben, wann beginnt der Tod? Wo erlebt man noch etwas bewußt mit, und wo kriecht der Horror wie schleichendes Gift heran?

Diese Fragen stellte sich das schwarzhaarige Mädchen, als es in der Dunkelheit lag und allmählich glaubte, wahnsinnig zu werden.

Es konnte überhaupt nicht begreifen, was geschehen war. Das Mädchen dachte nur mehr an die Szene, als es fliehen wollte und plötzlich die Frau vor ihm gestanden hatte.

Mit dieser Waffe!

Zuerst hatte es an ein Lasso gedacht. Ein folgenschwerer Irrtum, denn die Waffe war weitaus gefährlicher. Eine Bola, wie sie der Indiana Jones in dem neuen Spielberg-Streifen verwendet hatte. Stricke und drei Kugeln nur, in der Hand eines Meisters oder einer Meisterin ein gefährliches Mordwerkzeug, das sich um die Kehle des Mädchens gewickelt hatte. Nun, es war nicht zu Tode gekommen. Der Schacht einer tiefen Ohnmacht hatte sie aufgenommen, und als sie erwachte, war es noch immer dunkel.

Wo Engel sich jetzt befand, konnte sie nicht sagen. Jedenfalls war sie nicht mehr bewußtlos, denn sie konnte atmen, sie lebte, auch wenn sie sich vorkam wie in einem Tunnel.

Sie mußte warten.

Zwar hatte sie noch nicht den Versuch unternommen, sich in der Dunkelheit trotz allem zurechtzufinden, aber sie faßte, je mehr Zeit

verging, wieder Lebensmut.
Und sie spürte etwas.
Es war der Boden, der einmal nach rechts, dann wieder nach links schwankte, als befände sie sich auf einem Schiff, das über kabbelige Wellen lief, bevor es von der langen Dünung zurückgestoßen wurde, um in eine andere Richtung weiterzuschwanken.
Das Mädchen traute sich nicht, irgend etwas zu unternehmen. Zu frisch noch war die Erinnerung an die plötzliche Überwältigung, und die Schmerzen an der Außenseite des Halses waren ebenfalls zu spüren.
Bestimmt würden Striemen oder Würgemale zurückbleiben, das konnte sie sich gut vorstellen.
Aber die Spur war heiß gewesen!
Das Mädchen zitterte, wenn es daran dachte. Erstens vor Aufregung und zweitens vor Angst. Engel hatte einen Fehler gemacht, das gestand sie sieh selbst ein. Sie hätte in Paris mehr Vertrauen haben sollen, statt dessen war sie allein den Weg gegangen.
Beinahe hätte sie aufgelacht, als sie daran dachte, wie sie sich genannt hatte.
Engel!
Und er war darauf reingefallen, dieser Luigi Canotti, der Pierre den Floh ins Ohr gesetzt hatte. Als Engel hatte sie auftreten wollen, aber als rächender Engel, denn in Wirklichkeit gab sie Luigi die Schuld am Tod ihres Freundes.
Wie hieß sie mit richtigem Namen? Claudine! Claudine Auber.
Aber den hatte sie dem anderen nicht gesagt. Das hätte ins Auge gehen können, denn sie konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, ob Pierre ihren Namen nicht bei Luigi erwähnt hatte. Wenn ja, hätte sie einpacken können.
So aber lebte sie.
Wenn nicht diese verdammte Frau, diese Mutter, gewesen wäre, hätte alles ganz anders ausgesehen. Nur sie allein besaß Macht über ihren Sohn. Eine Macht, die Claudine als unnatürlich einstufte. Von dieser Mutter hatte Pierre damals nie etwas erwähnt, als er mit den Experimenten begann, nur der Name Luigi war gefallen und auch die Namen der drei Skelette. Irgendwann einmal hatte der jetzt tote Pierre von ihnen gesprochen. Nicht bewußt, sondern im Halbschlaf, als er dieses Problem verarbeiten mußte.
Drei goldene Skelette!
Welches Geheimnis umgab diese Wesen? Es mußte ein schreckliches sein, zugleich ein uraltes, das tief in der Vergangenheit der Erde begraben lag oder in fremden Mythologien wurzelte.
Von Toten, die leben konnten, wenn bestimmte Voraussetzungen eingehalten wurden, war die Rede gewesen und von einem gewaltigen

Überwesen, das auch einen Namen hatte.
Der Schwarze Tod!
Davon hatte Pierre gesprochen. Nach dessen Tod war Claudine Auber fertig gewesen. Der Geheimagent Meurisse hatte sie zunächst in ein Krankenhaus bringen lassen wollen. Nach genauem Überlegen hatte Claudine abgelehnt. Sie wollte nicht. Ausreden waren ihr leichtgefallen.
Der zerstörte Laden, den die Riesenratte hinterlassen hatte, und einiges mehr. Tatsächlich aber war Claudine zur Bank gegangen, hatte Geld abgeholt und einen Flug nach Italien gebucht.
Von Florenz aus war sie mit dem Leihwagen gekommen und hatte in der Disco gewartet. Sie kannte den Geschmack des Italieners, er war ihr auch auf den Leim gegangen, bis zu dem Zeitpunkt, als die Mutter gekommen war und Verdacht schöpfte.
Nun befand sich Claudine in einem Gefängnis.
Wie groß es war, konnte sich nicht feststellen. Sie nahm an, daß es sich unter der Erde oder in einem Keller befand, und sie bewegte sich auf schwankendem Boden, obwohl die direkte Unterlage, auf der sie lag, fest und hart war.
Allmählich überwand sie den Schock der ersten Gefangennahme.
Die Messerwunde an der Schulter war harmloser, als sie ausgesehen hatte.
Sie blutete nicht mehr. Nur wenn Claudine sich sehr schnell bewegte, bemerkte sie noch das Ziehen.
Wie kam sie aus diesem verdammten Gefängnis heraus?
Dieser Gedanke quälte sie, und sie überlegte hin und her, wie sie es schaffen sollte. In der Dunkelheit unmöglich, deshalb brauchte sie Licht.
Ein Feuerzeug trug sie bei sich.
Ihre Hand zitterte, als sie die Finger in die rechte Tasche ihrer roten Hose gleiten ließ. Sie streckte ein Bein aus, fand das Feuerzeug und zog es vorsichtig hervor.
Es war ein schmales Damenfeuerzeug mit einer geriffelten Seite, so daß man es gut halten konnte.
Diesmal streckte sie den Arm aus, und es gelang ihr, das Feuerzeug anzuknipsen.
Da kein Windzug durch ihr Gefängnis fuhr, brannte die Flamme ruhig und bewegte sich nur, als Claudine ihren rechten Arm halbkreisförmig zur Seite schwang.
Claudine hockte, und sie schaute nicht nach unten, sondern geradeaus.
Deshalb fiel ihr Blick auch in Augenhöhe auf das dicke Gestein, das ihr Gefängnis bildete.
Steine, die undurchdringbare Wände bildeten! Da gab es für Claudine

nur eine Erklärung.
Ein Verlies!
Ja, sie mußte sich in einem Verlies befinden. Eingeschlossen in den Tiefen eines fremden Hauses, das der Familie Canotti gehörte.
Sie empfand es selbst als sehr seltsam, aber ihr war plötzlich wohler.
Bisher hatte sie sich am meisten vor der Dunkelheit gefürchtet, vor diesem schwarzen Nichts. Nun wußte sie, wo sie sich befand, und sie machte sich daran, ihr Gefängnis genauer zu untersuchen.
Vorsichtig, damit die Flamme nicht verlöschte, bewegte sie ihren rechten Arm. Sie schirmte das Feuer mit einer Hand ab, senkte den Arm und stellte fest, daß die harte Unterlage, auf der sie sich befand, aus Holz bestand.
Sie lag auf einem runden Holzbrett.
Es war rund wie der Deckel eines Weinfasses, und er schwamm auf einer schwankenden Unterlage, von der Claudine zuerst nicht wußte, aus welch einem Material sie bestand.
Außerdem mußte sie die Flamme löschen, denn sie spürte, daß ihr Haut bereits angeschmort wurde. Claudine steckte den Daumen in den Mund. Sie kühlte die kleine Wunde und dachte über die Unterlage nach, auf der sie saß.
Wie in einem Boot kam sie sich vor. Auch das Holz hier schwankte, und sie verstand nicht, wieso dies geschehen konnte, bis ihr etwas einfiel.
Vorhin, als die Flamme leuchtete, hatte sie es gesehen, aber dennoch nicht begriffen.
Jetzt wußte sie Bescheid.
Es war Sumpf!
Claudine Auber saß für einen Moment bewegungslos in der absoluten Schwärze. Ihr wurde plötzlich die Ausweglosigkeit der Lage bewußt.
Da hockte sie in einem stockfinsteren Verließ, war umgeben von einem düsteren Sumpf, und es würde ihr nicht gelingen, ihn zu überqueren, um vielleicht die Mauer zu erreichen.
Was hätte sie da gewonnen?
Gar nichts. Nicht einmal eine Tür hatte sie gesehen, und das brachte sie auf eine Idee.
Wieder knipste sie ihr Feuerzeug an. Statt in die Runde zu leuchten, bewegte sie ihre Hand in die Höhe. Der Flammenschein folgte dieser Richtung, und Claudine erkannte jetzt die volle Wahrheit.
Irgendwo in der Höhe wurde die Helligkeit des kleinen Feuers von der Finsternis verschluckt. Nur sehr matt und streifenhaft berührte er die Wände. Und zwar die Wände eines Schachts.
Claudine begriff.
Nicht in einer alten Folterkammer hatte sie ihren Platz gefunden, sondern auf dem sumpfigen Boden eines tiefen Schachts. Vielleicht

war es einmal ein Wasserschacht gewesen, ein alter, jetzt stillgelegter Brunnen, aber das alles spielte nun keine Rolle mehr. Für sie stand fest, daß es unmöglich war, dem Grauen zu entkommen.

Wenigstens nicht aus eigener Kraft. Die anderen konnten sie hier verhungern lassen, und dafür sah sie Luigi Canotti an. Er war unmenschlich, er war gnadenlos, und ebenso reagierten die beiden übrigen Mitglieder seiner Familie. Sie würden ihre Gefangene elendig umkommen lassen.

Als Claudine dies klar wurde, begann sie zu weinen. Erst jetzt kam der eigentliche Schock. Ihr Kopf sank nach vorn, die Schultern bewegten sich unter dem Schluchzen, und sie hatte schreckliche Angst um ihr Leben.

Dabei bemerkte sie nicht, daß sich etwas tat. Bisher hatte sie gedacht, allein in diesem Schacht zu sitzen. Es war ein Irrtum, denn sie bekam Besuch.

Claudine bemerkte es erst, als ein hellerer Schein ihre vom Weinen entzündeten Augen streifte.

Sie hob den Kopf.

Die Augen wurden groß, denn vor sich in der Wand sah sie drei goldene Skelette.

Ohne es eigentlich zu wollen, schrie sie gellend auf. Und der Schrei hallte durch den Schacht in die Höhe…

***

Daniel Ricon stand schon fast draußen, Suko und ich befanden uns noch im Raum, aber keiner von uns ging weiter, denn wir alle hatten den Schrei vernommen.

Die Familie Canotti mußte ihn auch gehört haben, nur taten die drei so, als wäre nichts geschehen. Sie trieben es sogar noch auf die Spitze, indem die Mutter fragte: »Wollten Sie nicht gehen?«

»Ja«, erwiderte ich. »Wir werden gehen. Aber erst, nachdem Sie uns erklärt haben, welchen Grund der Schrei gehabt haben könnte.«

Ich sah den starren Blick der Frau auf mich gerichtet. Auch Ricon kam wieder zurück.

»Welchen Schrei?« fragte Maria Canotti.

»Den wir alle vernahmen.«

»Ich nicht«, erklärte sie. »Habt ihr etwas gehört?« Diese Frage stellte sie an ihre Angehörigen.

»Nein«, erwiderte Luigi.

Romano Canotti schüttelte den Kopf, bevor er etwas hinzufügte.

»Sie müssen sich geirrt haben«, erklärte er. »Vielleicht wollten Sie sich auch irren, nicht wahr?«

»Erklären Sie das genauer!« forderte ich ihn auf.

»Manche Leute suchen ja einen Grund, etwas nicht zu tun. So ist das

bei Ihnen. Sie wollten nicht gehen, deshalb haben Sie sich diesen Schrei zum Alibi genommen.«

»Ohne uns vorher abgesprochen zu haben?« fragte ich spöttisch.

»Sie sind eben eingespielt.«

Ich stand kurz vor der Explosion, und auch Suko platzte der Kragen.

»Hören Sie zu, Canotti«, sagte er. »Wir lassen uns hier nicht verschaukeln. Den Schrei haben Sie ebenso gehört wie wir, das ist klar, und wir werden der Ursache auf den Grund gehen.«

Suko hatte in meinem Sinne gesprochen. Ich brauchte nichts mehr hinzuzufügen.

Aber die Familie hielt zusammen. Es war der Sohn, der die nächste Bemerkung abschoß. »Sie wissen, daß Sie sich eines Hausfriedensbruchs schuldig machen.«

»Nein«, erwiderte ich. »Nicht, wenn jemand in Gefahr ist.«

»Es ist keiner in Gefahr!«

»Dann erklären Sie mir die Ursache des Schreis!«

»Den hat es nicht gegeben«, sagte Maria Canotti. Sie war kalkweiß geworden und hatte sich so hingestellt, als wollte sie jeden Augenblick mit dem Fuß aufstoßen. »Es gab keinen Schrei, es wird keinen geben. Mir ist es zu dumm. Romano! Sieh zu, daß du diese Männer aus unserem Haus bekommst. Ich werde jetzt gehen!«

Hindern konnten wir sie daran nicht. Ohne uns eines Blickes zu würdigen, schritt sie an uns vorbei auf die Treppe zu und ging nach oben. Zurück blieben die beiden männlichen Mitglieder der Familie und wir drei.

»Sie haben es gehört«, sagte der Hausherr. »Und ich gebe Ihnen einen guten Rat. Verschwinden Sie!«

»Wir bleiben!«

Als ich dies erklärte, brachte ich selbst die beiden Männer aus der Fassung. Sie standen da und staunten. Auf ihren Gesichtern malte sich ein regelrechtes Nichtbegreifen ab.

Der Ältere nahm die Brille ab. Erst jetzt sah ich, daß seine Augen von einem Kranz von Fältchen umgeben waren. »Sie wollen wirklich nicht gehen?« hakte er noch einmal nach.

»So ist es.«

Er setzte seine Brille wieder auf. Sogar ein Lächeln huschte über seine Lippen. »Es ist gut«, erklärte er. »Ich möchte Sie zwar gern weghaben, aber wenn Sie nicht wollen? Bitte, ich kann daran nichts ändern. Dann bleiben Sie meinetwegen hier.«

Mir kam der Sinneswandel ein wenig plötzlich. Ich traute den beiden nicht und wollte so etwas wie eine Sicherung einbauen.

Außerdem kam mir dieser gesamte Fall mehr als rätselhaft vor. Ich wurde das Gefühl nicht los, mich durch einen zähen Schlamm oder Nebel zu bewegen.

Schon zu lange traten wir auf der Stelle.
Daniel Ricon mochte ein ausgezeichneter Pilot sein, ein hervorragender Kerl, aber er war kein Geisterjäger. Aus diesem Grunde wollte ich ihn aus der unmittelbaren Gefahrenzone bringen.
Außerdem brauchten wir jemanden, der beim Flugzeug blieb.
Um die beiden Canottis kümmerte ich mich nicht, das besorgte Suko.
Er ließ Vater und Sohn nicht aus den Augen.
Ich sprach Ricon an. »Es reicht, wenn mein Freund und ich hier im Schloß bleiben. Gehen Sie zurück zur Maschine.«
Zunächst war er erstaunt und fragte auch: »Was soll ich denn da?«
»Warten.«
»Auf Sie?«
»Zum Beispiel. Sie müssen uns Rückendeckung geben. Man kann nie vorhersagen, was noch alles passiert, wenn Sie verstehen.«
»Ja, natürlich.«
»Gut. Ich gebe uns selbst drei Stunden. Sind wir bis dahin noch nicht zurück, unternehmen Sie etwas.« Aus der Tasche holte ich eine Visitenkarte hervor. »Versuchen Sie auf alle Fälle, diese auf der Karte aufgedruckte Nummer zu erreichen. Telefonieren Sie mit London, und sagen Sie, was hier geschehen ist.«
Der Pilot nahm die Karte und steckte sie weg. »Die Elektronik ist ja ausgefallen…«
»Dann schlagen Sie sich bis zum nächsten Ort durch. Irgendwo werden Sie ein Telefon finden.«
»Gut, das mache ich.«
Auf seinem Gesicht entdeckte ich Spuren der Erleichterung. Ricon war durch Zufall in diesen Fall hineingeraten. Wenn wir gegen schwarzmagische Kräfte kämpften, stand er auf verlorenem Posten und konnte für uns unter Umständen ein Hindernis bilden. Aus diesem Grunde wollten wir ihn aus der Gefahrenzone wissen.
»Noch Fragen?« erkundigte ich mich.
»Ja. Was ist mit der Frau in der Vitrine?«
»Auf sie müssen Sie achtgeben. Es kann eigentlich nichts schiefgehen, sie liegt in einer magischen Starre, die einem Tod schon relativ nahekommt. Da machen Sie sich mal keine Sorgen.«
»Wenn Sie das sagen.«
»Klar, viel Glück.«
Daniel Ricon ging. Sehr wohl war mir bei der Sache dennoch nicht, aber was sollte ich tun? Hier im Schloß behalten konnten wir ihn auch nicht. Er wäre unter Umständen ein zu großes Hindernis für uns gewesen. Suko und ich mußten die Sache allein schaukeln.
Ich schloß die Tür und drehte mich um.
Die beiden Canottis hatten sich nicht vom Fleck gerührt. Sie standen da und schauten mir entgegen.

»Dann hätte ich gern eine Besichtigung unternommen«, schlug ich lächelnd vor.
»Gut«, sagte Romano. »Ich kann Sie nicht davon abhalten. Aber ich möchte Sie warnen.«
»Wovor?«
»Sie werden sehen.« Mehr sagte er nicht. Er machte kehrt und schritt zur Treppe.
»Da nicht hin«, sagte Suko. »Wenn mich nicht alles täuscht, kam der Schrei von unten.«
Canotti drehte sich um. »Sprechen Sie von den Kellern?«
»Sehr richtig.«
»Dort lagert nur der Wein.«
»Davon möchten wir uns gern selbst überzeugen.«
»Wie Sie meinen. Soll mein Sohn mitgehen?«
»Es wäre bestimmt besser«, erwiderte ich.
Luigi nickte seinem Vater zu. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und nahm sie auch nicht hervor, als wir uns in Bewegung setzten. Zumindest ich hatte dabei ein sehr ungutes Gefühl.
Ich kam mir vor wie jemand, der in eine Falle gelockt werden sollte.
Romano Canotti übernahm die Führung. Da wir keinen Fremden in unserem Rücken haben wollten, ließen wir auch Luigi zwischen uns und ihn. So waren wir relativ sicher.
Auf eine große Doppeltür ging er zu, öffnete die rechte Hälfte, und noch kühlere Luft schlug uns entgegen.
Luigi machte Licht.
Wir befanden uns in einem Salon. Möbel aus der Barockzeit standen hier. Kein Staubkörnchen lag herum. Der Raum wirkte trotz der Einrichtung kalt und unpersönlich.
Wir durchquerten ihn.
Nur unsere Schritte waren zu hören. Die Stille fiel direkt auf.
Selbst die Wände strahlten das Schweigen ab. Durch eine weitere Tür führte uns der Mann in einen anderen Trakt des Schlosses. Hier fanden wir uns zwischen hohen Wänden, kahlen Mauern und langen Gängen wieder. In einer abgeteilten Nische standen Weinfässer.
Wir schienen richtig zu sein.
»Eigentlich hatten wir in den Keller gewollt«, sagte ich.
»Wir sind gleich da«, erklärte Luigi, ohne sich nach mir umzudrehen.
Er folgte seinem Vater auf dem Fuß, der tiefer in den Gang hineinschritt. Und dieser nahm immer mehr die Form eines Stollens an.
Die Decke wurde tiefer. Es gab keine Betonmauern mehr, sondern dunkle, rissige Wände. Der Geruch von Alter und Feuchtigkeit drang in unsere Nasen. Zum Glück kam es nicht so weit, daß wir uns bücken mußten. Auch war der Gang erleuchtet. An der Decke brannten

Glühbirnen. Die sie verbindende Leitung war nicht unter Putz gelegt worden.

Als Romano Canotti stehenblieb, erkannten wir den Grund nicht sofort. Erst nach zwei weiteren Schritten sahen wir die im Boden eingelassene Eisenluke, die einen Griff besaß.

»Von hier aus gelangen Sie in den Keller«, erklärte mir der Italiener.

»Ist das der normale Weg?« fragte ich ihn.

Er hatte sich schon gebückt und drehte jetzt den Kopf, um mich anzuschauen.

»Hatten Sie nicht in den Weinkeller gewollt?«

»Ich wollte dorthin, wo jemand geschrien hatte.«

Er hob die Schultern und zog dabei die Luke auf. Eine andere Antwort bekamen wir nicht.

Da sich auch Luigi gebückt hatte, konnte ich über seine Schulter schauen und entdeckte eine schräg nach unten führende Rutsche. So etwas kannte ich auch von Bierkellern her, es war also völlig normal.

Nur die Art gefiel mir nicht.

Ich packte Luigi, da er mir am nächsten stand, an der Schulter und wirbelte ihn herum. »Sie wollen doch nicht behaupten, daß hier der Zugang zum Keller ist?«

»Natürlich will ich das«, erwiderte er frech.

»Und wo gehen Sie hinein?«

Er fing plötzlich an zu grinsen und schüttelte durch eine rasche Bewegung meine Hand ab.

Ich merkte, daß etwas nicht stimmte, hörte plötzlich ein Pfeifen hinter mir und wollte mich wegducken.

Zu spät!

Etwas prallte von hinten mit großer Wucht gegen meinen Rücken und traf auch den Hals. Gleichzeitig hörte ich Suko erstickt schreien, und er verschwand plötzlich aus meinem Blickfeld.

Ich wurde nach vorn gestoßen, versuchte, mich noch an Luigi festzuklammern, er aber schlug mir die Faust gegen die Wange.

Dann war die Luke da.

Hinüberspringen konnte ich nicht, trat ins Leere, auf die Rutsche und raste im nächsten Augenblick nach unten.

Die Familie Canotti hatte doch noch gewonnen!

***

Schon sehr oft war es der mütterlich wirkenden Maria Canotti dank ihres Aussehens gelungen, andere Menschen zu täuschen. Nur wenige wußten, daß sich hinter dem so glatten Gesicht das Antlitz eines Teufels verbarg. Nicht die beiden Männer in der Familie hatten das große Sagen, sondern sie bestimmte, wie der Hase laufen sollte.

Zu Beginn hatte sie abgewartet, doch während des Gesprächs

festgestellt, daß diese drei Männer gefährlich waren. Nicht durch Zufall hatten sie den Weg in das Schloß gefunden, denn die Zeichen der Magie standen mittlerweile auf Sturm.

Maria Canotti hatte sich genau zum richtigen Zeitpunkt zurückgezogen. Sie lächelte, als sie die Treppe hochschritt und nicht daran gehindert wurde. Bei ihrem Aussehen kaufte ihr niemand die Teufelin ab, die sie tatsächlich war.

So ging sie die Stufen hoch und blieb im letzten Drittel der Treppe im Dunkeln stehen. Sie wollte nicht unbedingt gesehen werden, aber sie konnte, wenn sie genau auf der drittletzten Stufe stehenblieb, alles hören, was in der Halle gesprochen wurde.

Darauf kam es ihr an.

Gespannt verfolgte sie den Dialog. Ihr Mund hatte sich in die Breite gezogen, die Augen waren verengt, der Blick kalt und grausam. Sie hörte, daß die anderen beiden nicht aufgeben würden, nachdem sie den dritten Mann weggeschickt hatten.

Ein Begriff fiel.

Romano sprach von einem Weinkeller!

Für Maria Canotti war es das Stichwort. Dieser Weinkeller würde zur Todesfalle werden, das stand für sie jetzt schon fest. Die beiden Fremden brauchten nur mehr dorthin gelockt zu werden, und so etwas sollte ihren beiden Männern nicht schwerfallen.

Der Joker in diesem Spiel war Maria. Sie kannte es. Schon mehrmals waren Menschen einfach verschwunden. Die Polizei stand vor einem Rätsel. Sie forschte in den Dörfern nach. Niemand konnte eine Antwort geben, und man ging schließlich davon aus, daß sich die Mafia eingeschaltet hatte, obwohl man nicht in Sizilien lebte, sondern in Mittelitalien.

Aber das war Nebensache. Schließlich brauchten die Wesen Nahrung.

Wieder lächelte Maria, als sie daran dachte, und sie lächelte auch dann noch, als die vier Männer losschritten, um den Weinkeller zu »besichtigen«.

Genau in diesem Augenblick löste Maria ihren Gürtel. Schon von Jugend an hatte sie der Umgang mit der Bola interessiert, und sie hatte – was wohl in Italien einmalig war – mit dieser Waffe so lange geübt, bis sie die Bola perfekt beherrschte.

Sie konnte damit töten oder auch bewußtlos schlagen. Es lag in ihrer Hand.

Heute wollte sie töten.

Welchen der beiden. Männer sie sich aussuchte, stand noch nicht fest, das ergab die Lage.

Als sie die Waffe gelöst hatte, vertiefte sich das böse Lächeln auf ihren Lippen. Die Kugeln schwangen leicht hin und her, als sich Maria Canotti in Bewegung setzte und langsam die Stufen der Treppe nach

unten schritt. Sie nahm den gleichen Weg zurück, nur ging sie diesmal vorsichtiger. Jedes Geräusch vermied sie dabei, denn sie kannte genau die Stellen der Treppe, wo sie auftreten mußte, um ein Knarren oder Quietschen zu vermeiden. Am Außenrand hielt sie sich. Obwohl die Bola schwang, klackten oder stießen die Kugeln nicht aneinander. So perfekt beherrschte Maria diese Waffe.

Unhörbar erreichte sie das Ende der Treppe.

Die vier Männer standen längst nicht mehr in der Halle, aber die Frau wußte genau, welchen Weg sie genommen hatten.

Und den ging sie auch. Auf Zehenspitzen.

Die Brille war ein wenig verrutscht. Sie trug sie nicht immer, nur wenn sie genau werfen und zielen mußte.

Völlig geräuschlos bewegte sie sich durch den Salon. Nirgendwo stieß sie gegen und erreichte den Gang, der später zu einem Stollen wurde und den die Männer längst erreicht haben mußten.

Niemand hörte sie. Keiner vernahm ihre Schritte. Wahrscheinlich war auch keiner der vier auf die Idee gekommen, daß ihnen noch ein Mitglied der Familie folgte.

Sie hielt sich dicht an der Wand. Und sie vernahm die Stimmen der anderen.

Wahrscheinlich war die Luke schon aufgezogen worden. Maria ging jetzt schneller.

Auf dem Weg zu ihrem Ziel machte sie die Bola wurfbereit.

Ja, das würde passen…

Der blonde Engländer faßte soeben ihren Sohn an der Schulter und wollte ihn herumwirbeln, während der Chinese Romano nicht aus den Augen ließ.

Hatten sie Verdacht geschöpft?

Wenn ja, dann würden sie sich in den nächsten Sekunden wundern.

Einen Schritt trat Maria in die Gangmitte hinein, schwang die Bola wie ein Lasso und schickte im nächsten Augenblick die drei Kugeln auf die Reise.

Mit vor Triumph weit aufgerissenen Augen schaute sie den Volltreffern zu…

***

Claudine Auber hörte ihren eigenen Schrei noch als Echo, obwohl sie den Mund schon geschlossen hatte. Schließlich war er verhallt, und sie sah sich mit dem konfrontiert, was sie umgab.

Ihr Feuerzeug brauchte sie nicht mehr einzuschalten, denn die drei goldenen Skelette gaben genügend Licht ab.

Die Helligkeit floß aus der Wand. Ein fluoreszierendes Leuchten flimmerte als geisterhafter Schein über das sie umgebende und bis an die Wände reichende Moor.

Es ließ die sonst so schwarze Fläche schaurig, geisterhaft und gleichzeitig unwirklich erscheinen.

Claudine kam sich vor wie im Mittelpunkt einer makabren Horror-Geschichte, und so verhielt sie sich auch. Sie hockte verängstigt auf der runden Holzplatte, wagte nicht, sich zu rühren, sondern schaute nur zu den drei Goldenen in der Wand hin.

Dabei erinnerte sie sich daran, daß auch der jetzt tote Pierre von den drei goldenen Skeletten gesprochen hatte. Sie umgaben ein gut gehütetes Geheimnis, und sie waren es auch, die man ruhig als Initialzündung bezeichnen konnte.

Noch taten die Skelette nichts. Beim Auftauchen des ersten Monstrums in der Disco hatte das Mädchen sich kaum erschreckt. Da war sie nicht allein gewesen, sondern in Begleitung. Zudem hatten sich zahlreiche Zeugen in der Nähe befunden. Hier jedoch, eingeschlossen in einem tiefen Schacht, sah die Lage schon völlig anders aus.

Den Skeletten würde es sicherlich nichts ausmachen, sie zu töten.

Und davor fürchtete sie sich.

Noch taten sie nichts. Sie standen da, strahlten ihren goldenen Schein ab und hielten die Knochenköpfe gesenkt, um das mitten im Moor sitzende Mädchen anschauen zu können.

Claudine wußte selbst nicht, aus welchem Grund sie anfing zu lachen.

Sie mußte es einfach, und sie breitete dabei ihre Arme aus. »Was… was wollt ihr von mir?« fragte sie, immer wieder durch ein Lachen unterbrochen. »Verdammt, sagt es mir doch …«

Die Skelette schwiegen.

Dafür bewegten sie sich. Als würden sie von nicht sichtbaren Bändern geführt, schwärmten sie aus. Die beiden außenstehenden Knöchernen drückten sich nach rechts und links weg.

Wieder geschah dieses Phänomen, für das Claudine Auber keine Erklärung besaß.

Die goldenen Skelette bewegten sich tatsächlich innerhalb der Wand.

Lautlos geschah dies, und sie schwangen vor, als gäbe es für sie überhaupt keine Widerstände.

Sie selbst berührten sich nicht. Die knöchernen Arme hingen rechts und links von ihren Körpern herab, als würden sie überhaupt nicht zu ihnen gehören.

So schwangen sie weiter…

Claudine konnte sich nicht sehr bewegen. Dazu war die runde Platte viel zu klein. Aber sie drehte den Kopf und verfolgte den Weg der Knöchernen.

Der mittlere veränderte seinen Standort nicht. Dafür hatten die anderen beiden eine Stellung eingenommen, die Claudine von sich aus

als kreisförmig ansah.

Und sie wurde beobachtet.

Obwohl sie in den Augen der Knöchernen kein Leben sah, hatte sie dennoch das Gefühl, von ihnen genau beobachtet zu werden. Die Blicke der Monstren waren starr auf sie gerichtet. Jede Bewegung wurde genau registriert, sogar ein vorsichtige Fingerzucken.

Claudine fragte sich, was die Skelette von ihr wollten. Ohne Grund hatte man sie nicht in diesen Schacht gesperrt, dessen Boden von einem unheimlichen Sumpf bedeckt war.

Irgend etwas mußte passieren.

Claudine Auber setzte sich so hin, daß sie zumindest zwei Knöcherne im Blickfeld behalten konnte. Und sie hörte genau, wie die Skelette anfingen zu reden.

Normalerweise hatte sie damit gerechnet, dumpfe Stimmen zu vernehmen. Sie irrte sich, denn die ersten Worte hallten ihr regelrecht entgegen, als sie aus dem Gestein drangen.

»Wenn es Menschen schaffen, das nachzuvollziehen, was im alten Atlantis die Schwarze Magie gelehrt hat, ist die Zeit für uns gekommen. Unser Herr ist vergangen. Wir aber haben es geschafft und sind aus der Vergangenheit hochgestiegen, denn dieser Sumpf, auf dem du dich befindest, in ein Rest der längst versunkenen Kultur eines uralten Kontinents. Wir haben ihn begleitet, aber wir konnten ihn nicht mehr beschützen gegen den, der ihn getötet hat.«

Claudine hörte die Worte, aber ihr fehlte das Verständnis. »Was meint ihr damit?« fragte sie flüsternd.

»Wir meinen den Schwarzen Tod!«

Den Begriff kannte Claudine. Pierre hatte ihn mal erwähnt. Er wußte von dem Schwarzen Tod und auch von den Skeletten. Irgendwie mußte es zwischen ihnen und den Herzen, die Pierre den Menschen entnommen hatte, eine Verbindung geben, aber welche das war, konnte Claudine nicht sagen. So starrte sie allein die Skelette an und wartete darauf, daß sie weitersprechen würden.

Das taten sie auch. »Zeiten sind vergangen«, erklärten sie.

»Jahrtausende, Jahrhunderte. Atlantis versank. Das alte Reich gibt es nicht mehr, aber es existieren noch Reste…«

Zum ersten Mal traute Claudine sich, eine Frage zu stellen. »Von welchen Resten sprecht ihr?«

»Von dem Sumpf, auf dem du sitzt.«

Das Mädchen mußte die Antwort zunächst einmal verkraften.

»Dieser Sumpf sollte aus Atlantis stammen?«

»Wir merken, wie ungläubig du bist«, vernahm sie wieder die Stimme eines Skeletts, »aber es stimmt. So, wie wir aus Atlantis stammen, gehört auch der Sumpf zu diesem Kontinent. Damals, als Atlantis noch existierte, war er viel größer. Er wurde der Höllensumpf oder

Todessumpf genannt, und aus ihm entstieg der, der soviel Schrecken und Grauen gebracht hat. Unser Herr, der Schwarze Tod. Die Zeiten vergingen, der Sumpf verschwand, doch ein Rest hielt sich und damit auch die Magie. In diesem Sumpf lebt alles, was es auch schon in Atlantis gegeben hat. Die alten Kräfte sind hier konzentriert. Dies bekam auch die Familie zu spüren, die Jahrtausende später ein Haus oder Schloß darauf errichtet hat. Vater, Mutter und Sohn konnten den Kräften nicht entkommen. Das Erbe des alten Kontinents griff nach ihnen und hielt sie fest. Äußerlich unterschieden sie sich in nichts von den anderen Menschen auf der Welt, aber innerlich sind sie mit dem Kontinent verbunden und müssen den alten Gesetzen gehorchen. Begreifst du das?«

»Nein.« Claudine schüttelte den Kopf. Momentan war ihre Angst verschwunden und hatte der Neugierde Platz geschaffen. Sie wußte nicht Bescheid, sie konnte es sich auch nicht vorstellen, aber sie dachte an ihren Freund Pierre Trudot, und diesen Namen sprach sie auch aus.

»Kennt ihr ihn?« fragte sie noch.

»Ja, er ist uns bekannt, denn er hatte Kontakt mit Luigi. Und Luigi stand unter unserer Kontrolle. Er suchte ständig nach Verbündeten. Wir hatten nichts dagegen. In Pierre fand er einen und weihte ihn in die Geheimnisse Schwarzer Magie aus dem alten Atlantis ein. Pierre erfuhr, wie er Monstren herstellen konnte, indem er Menschen ihre Herzen nahm. Leider mischte sich ein anderer ein. Es war der Teufel, der Pierre für seine Zwecke einspannte, so daß dieser junge Mann uns vergaß. Er hätte auf uns hören sollen und nicht auf den Satan, dann wäre er vielleicht noch am Leben geblieben. So aber ist er gestorben, und niemand kann ihn je wieder zurückholen, wenn du verstehst.«

»Ja, ich begreife«, flüsterte Claudine und nickte dazu. Natürlich hatte sie schon mal von Atlantis gehört. Aber dieses Land oder dieser Bereich gehörte in das Reich der Fabel. Nie glaubte sie, daß es Atlantis wirklich gab. Die Worte der Skelette allerdings bewiesen ihr das Gegenteil. Nur fragte sie sich, welche Rolle ihr in diesem Spiel zugedacht war. Würden die Skelette sie am Leben lassen oder ebenfalls vernichten?

Sie traute sich kaum, danach zu fragen, aber die Skelette merkten, daß sie etwas bedrückte, und sie kamen von sich aus auf das Thema zu sprechen.

»Du bist ein Mensch aus einer anderen Zeit. Und du hast mit Pierre, der uns verriet, in Verbindung gestanden. Aus diesem Grunde können wir keine Gnade kennen. Die Magie wird dich voll erfassen und dich auch zermalmen. Pierre können wir nicht zur Rechenschaft ziehen, dafür werden wir es mit dir versuchen. Du bist diejenige Person, die wir vernichten müssen. Hast du gehört?«

»Ja«, hauchte Claudine, »ich habe verstanden.« Das hatte sie auch, nur wollte es ihr nicht in den Kopf, daß sie hier am Ende ihres noch so jungen Lebenswegs angekommen sein sollte. Nein, da mußte es doch einen Ausweg geben. Sie hatte nichts getan, sie…

»Noch geben wir dir eine Galgenfrist«, vernahm sie wieder die Stimmen. »Denn wir warten auf jemanden, der uns viel wichtiger ist. Der Mörder des Schwarzen Todes. Ihn werden wir bekommen und mit hineinziehen in die Vergangenheit, damit er dort den Schrecken am eigenen Leibe erleben kann, den der Schwarze Tod verbreitet hat. Nicht ohne Grund ist ein Rest des Höllensumpfes geblieben. Wir haben vorhin von Kräften gesprochen, die in ihm konzentriert sind. Du wirst es erleben und auch der andere. Ihnen könnt ihr nicht entgehen. Der Sumpf soll euch verschlingen und euch dorthin bringen, wo alles begann, denn es ist ein besonderer Sumpf. Nicht einer, wie du ihn von der Erde her kennst, wo du lebst. Nein, dieser Sumpf ist selbst ein Stück Leben, das er dir sehr bald beweisen wird…«

Schweigend hatte Claudine zugehört. Sie mußte das alles hinnehmen, nur fehlte ihr das Begreifen.

Dies jedoch sollte bald kommen, denn sie merkte, daß sich etwas unter ihr tat.

Der Sumpf, bisher ruhig gewesen, bewegte sich.

Begreifen konnte Claudine Auber dieses Phänomen nicht. Sie wußte auch nichts von der Tiefe des Sumpfes, ob sie auslotbar war oder nicht.

Für sie allein zählte das, was mit dieser braunschwarzen Fläche geschah.

Die geriet in Wallung. Wellenartige Stöße durchliefen den Sumpf, erzeugten kleine Kreise, die wiederum ausliefen und gleichzeitig durch aufsteigende Gase Blasen bildeten.

Dort, wo der Sumpf an einigen Stellen aufgerissen war, fanden die Gase Platz, um an die Oberfläche steigen zu können. Manche Blasen wurden größer als Köpfe, bevor die Haut mit einem dünnen Platzen riß und sich das Gas mit einem penetranten Geruch ausbreiten konnte.

Es schwebte über dem Sumpf.

Widerlich stinkend. An Moder, Fäulnis und alte Leichen erinnernd.

Das Mädchen war einiges gewohnt. Schließlich hatte sie sich auch in den Katakomben von Paris herumgetrieben, aber was ihr hier entgegen wehte, spottete jeder Beschreibung.

Es war einfach unerträglich.

Zudem wurden die Blasen nicht weniger, sondern mehr. Ein Dutzend zählte Claudine inzwischen. Sie alle platzten dicht hintereinander und sonderten den Gestank ab.

Unsichtbar schwebte er Claudine entgegen, die ein Taschentuch hervorholte und es sich gegen den Mund preßte, um die Luft ein

wenig filtern zu können.

Trotz ihrer beklemmenden Lage gelang es ihr, klar und logisch zu denken. Irgendwann würde der Blasengestank den Sauerstoff möglicherweise verbraucht oder aufgesaugt haben. Was danach mit ihr geschah, lag auf der Hand.

Sie würde ersticken.

Ein furchtbarer, grauenvoller Tod, und niemand war da, der ihr half.

Die goldenen Skelette standen unbeweglich im Stein und wirkten wie eingemauert. Sie hüteten sich, auch nur eine Regung der Hilfe erkennen zu lassen. Für sie war alles ein tödliches Spiel, ein Genuß der Rache, weil Pierre, Claudines Freund, sie an den Teufel verraten hatte.

Nun schlugen sie zurück.

Claudine kam nicht weg. Die Mauern waren zwar nicht glatt, dennoch würde es ihr nie gelingen, sich in irgendwelchen Ritzen oder Spalten festzuklammern und in die Höhe zu klettern.

Außerdem befand sich zwischen ihr und der Wand der mörderische Sumpf, der nur darauf wartete, sich sein Opfer zu holen.

Die goldenen Skelette hatten ihr Schreckliches versprochen, und sie hielten Wort, denn die Blasen waren nicht am schlimmsten. Man konnte sie gewissermaßen als Vorreiter bezeichnen, denn innerhalb des Sumpfes lauerten die, die ebenfalls überlebt hatten und in der schwarzmagischen Zone des Kontinents Atlantis existierten.

Es waren Wesen, die Menschen als Ungeheuer bezeichneten. Und Claudine dachte nicht anders, als sie einen gelblich schimmernden Arm aus dem Sumpf steigen sah.

Im ersten Moment erstarrte sie vor Schreck. Sie hatte noch nie so ein Gebilde gesehen. Die Riesenratte war für sie schon schlimm gewesen, dieser Arm jedoch bildete eine Steigerung.

Er war glatt, und dennoch sah er aus, als bestünde er aus zahlreichen aufeinandergelegten kleinen Gummistreifen, so daß Claudine den Vergleich mit einem Wurm vergaß und an eine Riesenraupe erinnert wurde, die sich aus dem Sumpf streckte.

Bewegungslos saß das Mädchen auf seiner runden Plattform. Die Raupe geriet in die Abstrahlung der drei goldenen Skelette und drehte sich dabei so, daß sie Claudine anschauen konnte.

Innerhalb der geleeartigen Masse glaubte das Mädchen, Augen zu erkennen. Sie konnte sich auch getäuscht haben, denn nach wie vor rann der zähe Sumpfschlamm von oben nach unten am Körper der Monsterraupe entlang.

Neben ihr stieg noch etwas auf.

Zuerst war es nur eine Blase. In einem jedoch unterschied sie sich von den anderen Blasen.

Sie war gefüllt, bekam immer mehr Druck, und dann platzte die Haut

weg, so daß der Gegenstand aus ihr kriechen konnte, den sie beherbergt hatte.

Es war eine Fliege!

Nur nicht normal, sondern übergroß. Etwa mit einem menschlichen Kopf zu vergleichen.

Die Fliege war froh, ihr Gefängnis endlich verlassen zu können.

Sie bewegte die Flügel. Claudine hörte das Summen, und einen Lidschlag später stieg das Tier in die Luft.

Gleichzeitig klatschte die Raupe nach unten.

Ihr Ziel war die kleine Insel, auf der Claudine hockte!

Noch einmal schrie sie gellend auf!

***

Ich rutschte!

Verdammt, denn ich konnte nichts tun. Alles war einfach zu schnell gegangen. Der Stoß hatte mich hart getroffen. Noch jetzt spürte ich die Schmerzen, wobei ich mich um sie nicht kümmern durfte, denn ich lag rücklings auf der Rutsche und gewann immer mehr an Geschwindigkeit.

Selbstverständlich versuchte ich, diese Partie zu stoppen. Ich preßte meine Handflächen gegen die Unterlage, aber stellte dabei nur fest, daß es mir nicht gelang, meine rasende Reise in die Tiefe zu stoppen.

Alles andere war hinter mir zurückgeblieben. Suko, die beiden Canottis und die dritte Person, die sich herangeschlichen haben mußte, um uns zu überwältigen.

Wahrscheinlich die Mutter!

Licht sah ich nicht. In einem wahren Höllentempo rutschte ich in die Dunkelheit hinein.

Es war eine lichtlose Schwärze, die mich aufnahm und vor der ich eine schreckliche Angst bekam.

Die Reise konnte überall enden. In einem noch tieferen Schacht, im Wasser oder auf Gestein, wo ich dann mit zerschmetterten Knochen liegenblieb.

Ein teuflisches System Noch immer ging es abwärts bis zu dem Zeitpunkt, als es mich regelrecht in die Höhe schleuderte.

Obwohl ich es nicht erkennen konnte, wußte ich genau, was geschehen war. Das Ende dieser Rutsche stieg wie ein Bogen in die Höhe, und der Schwung hatte mich darüber hinwegkatapultiert.

Jetzt fiel ich.

Wirklich ein freier Fall und mit dem Oberkörper nach vorn.

Augenblicklich stellten sich Herzbeklemmungen ein. Obwohl es stockfinster war, merkte ich dennoch, daß sich mein Gesicht verzogen hatte. Es war zu einer Grimasse geworden, und die hatte auch noch Bestand, als ich am Ziel meiner Reise anlangte.

Ich schlug schwer auf.

Zum Glück hatte ich die Arme ein wenig angewinkelt gehabt, so daß ich mich mit den Ellbogen hatte abstützen können. Dann merkte ich ein Rucken, ein Schwanken, und im nächsten Augenblick war wieder alles anders. Auf gewisse Art und Weise auch sicherer, denn ich spürte wieder festen, wenn auch schwankenden Boden unter mir.

Zunächst einmal blieb ich liegen und dachte darüber nach, wo ich mich befand.

In der Dunkelheit konnte ich nichts erkennen, höchstens ertasten.

Aus Metall bestand der Boden unter mir nicht. Ich dachte mehr an Holz und wollte es genau wissen.

Meine kleine Bleistiftleuchte mußte ausreichen. Zum Glück hatte ich sie ebensowenig verloren wie auch meine anderen Waffen. Alle hatten die Reise gut überstanden. Ich holte die Leuchte hervor, schaltete sie ein und leuchtete in die Runde.

Zunächst wollte ich nicht glauben, was ich da sah. Aber es stimmte.

Ich war in einem Vogelkäfig gelandet. Jedenfalls sah das Gefängnis, in dem ich mich befand, so aus.

Irgendwo über mir mußte sich das Ende der Rutsche befinden.

Von dort aus war ich durch eine Öffnung auf den Boden des Käfigs geschleudert worden.

Nur war diese Öffnung über mir jetzt nicht mehr vorhanden.

Durch den Aufprall meines Körpers hatte sie sich wahrscheinlich automatisch geschlossen.

Ich saß fest.

Als ich mir den Käfig näher anschaute, stellte ich fest, daß er praktisch nur aus Seilen oder Stricken bestand. Bis auf den Boden, auf dem ich lag. Er war aus Holz gefertigt worden. Ein wirklicher Käfig, und ich erinnerte mich daran, daß mein guter Freund Bill Conolly ebenfalls in einem ähnlichen Käfig gesessen hatte, als er gegen den Angst-Dämon Urak hatte antreten müssen. [1]

Ich klemmte die Lampe zwischen die Zähne und suchte im schmalen Lichtschein der Leuchte nach einem Ausweg.

Es war nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte, denn die Seile waren hart gedreht worden.

Zudem wußte ich nicht wohin, denn als ich außerhalb des Käfigs nach unten leuchtete, sah ich keinen Grund.

Nun hatte das nicht viel zu bedeuten, denn der Lampenstrahl reichte nicht sehr weit.

Auch dachte ich an Suko und an die heimtückische Art und Weise, wie er ausgeschaltet worden war. Das ließ schon auf ein gewisses Profitum schließen.

Es sah für uns beide mies aus.

Sehen oder erkennen konnte ich in der Tiefe nichts, dafür etwas

hören.

Und zwar eine Stimme. Worte sagte sie nicht. Ich vernahm ein leises Wimmern und Schluchzen.

Wenn mich mein Gehör nicht in die Irre führte, waren diese mir entgegenschallenden Laute von einer weiblichen Person ausgestoßen worden.

Noch eine Gefangene?

Ich wollte schon rufen, als ich das hämische Lachen vernahm.

Diesmal klang das Geräusch über mir auf. Es kam nur einer der Canottis in Frage. Und richtig, denn als die miese Lache verstummte, vernahm ich die Stimme des jungen Luigi.

»Na, wie fühlst du dich, Schnüffler?«

»Ich bin noch am Leben.«

»Das ist auch alles.« Wieder lachte er.

Er hatte sogar recht und konnte triumphieren. Ich kannte ähnliche Situationen wie diese und hatte es mir zur Devise gemacht, nie aufzugeben. Auch an meinen Partner Suko dachte ich wieder und fragte den anderen nach ihm.

»Den Chinesen suchst du? Schnüffler, du bist irre.« Er mußte wieder lachen, bevor er mir mit kalter Stimme erklärte, daß Suko wahrscheinlich erwürgt worden war.

In mir stieg die kalte Wut hoch. Ich dachte schon daran, meine Beretta zu ziehen und durch die Korbdecke in die Höhe zu schießen.

Was nutzte es? Wenn ich nicht traf – und das war wahrscheinlich –, würde ich mich vor dem anderen nur lächerlich machen. So ließ ich die Waffe stecken und hoffte, daß es Suko gelungen war, sich von dieser verdammten Würgeschlinge zu befreien.

»Ist deine Mutter die große Würgerin, Luigi?« rief ich wieder in die Höhe.

»Ja.«

»Und sie killt mit einer besonderen Waffe?«

»Natürlich. Sie hat sich auf die Bola spezialisiert. Niemand traut ihr so etwas zu. Darin ist sie wirklich spitze. Sie schafft sie alle, wenn sie will.«

»Und was habt ihr mit mir vor?« fragte ich.

»Du steckst in einem Käfig.«

»Das weiß ich inzwischen. Nur vermisse ich die Person, die geschrien hat.«

»Sie befindet sich auch in deiner Nähe. Gar nicht mal weit entfernt. Du wirst schon früh genug zu ihr kommen und erkennen, daß du keine Chance mehr hast.«

Als hätte Luigi ein Stichwort gegeben, so vernahm ich plötzlich den zweiten Schrei. Er war unter mir erklungen, und ich konnte nicht behaupten, daß er sich freudig angehört hatte.

Wieder lachte Luigi Canotti. Er setzte auch gleich darauf eine Erklärung hinzu. »Jetzt wird diesem Weib wahrscheinlich bewußt, wo es eigentlich steckt.«

»Und wo?« fragte ich laut.

»In einem Schacht!« höhnte der junge Italiener. »Ja, ihr beide steckt in einem Schacht. Nur ist sie schon weiter nach unten geschafft worden. Sie befindet sich auf dem Grund, wo das wartet, das auch dir zum Verhängnis werden soll. Ein uraltes Erbe, eine Hinterlassenschaft des Schreckens, die bisher das Leben meiner Familie bestimmt hat. Verstehst du das, verdammter Engländer?«

Ich verstand es nicht. Normalerweise hätte ich nachgefragt, aber trotz der lauten Stimme hatte ich ein anderes Geräusch in meiner Nähe vernommen. Eines, das überhaupt nicht so recht in diesen Schacht hineinpaßte und auch nicht in diese Umgebung.

Es war ein Brummen.

Dumpf und gleichzeitig hoch. Auf jeden Fall so, daß es mir kalt den Rücken runterlief.

Luigi Canotti vergaß ich zunächst einmal, drehte mich auf der Fläche und brachte meine kleine Lampe in die Richtung, aus der ich das Brummen vernommen hatte.

Dort war etwas. Genau vor dem Käfig hielt sich etwas auf und zitterte in der Luft.

Ich kam nicht dazu, genauer hinzusehen, noch etwas lenkte mich ab.

Am Grund des Schachts erkannte ich ein seltsames Licht. Es hatte keine normale Farbe, sondern strahlte ein mattes, aber goldenes Licht ab.

Golden?

Sofort dachte ich weiter und erinnerte mich an die Dinge, die mich überhaupt hergeführt hatten.

An die goldenen Skelette!

Ich rechnete damit, daß sie sich unter mir befanden, doch es war nicht die Zeit, sich darum zu kümmern. Die Ereignisse überstürzten sich. Das Brummen vor dem Käfig war lauter und gleichzeitig aggressiver geworden. Demnach mußte sich das Tier unmittelbar vor mir aufhalten.

Ich leuchtete mit der Lampe auf den Punkt.

Sehr viel Licht gab die Leuchte nicht. Hier jedoch reichte der fingerbreite Strahl aus.

Was ich sah, erschreckte mich.

An der Außenseite der hart gedrehten Seile hatte sich eine kopfgroße Fliege festgeklammert…

***

Auch Suko hatte das leicht pfeifende Geräusch gehört. Er hatte die

Gefahr geahnt, in der er schwebte. Dennoch war er trotz seiner Schnelligkeit nicht mehr dazu gekommen, im richtigen Moment zu reagieren. Die heimtückisch geschleuderte Bola war schneller gewesen.

Zugleich war auch noch sein Freund John Sinclair getroffen worden, und Suko erkannte, wie der Geisterjäger die Balance verlor und innerhalb des Schachtes verschwand.

Da hatte es ihn auch schon erwischt.

Im ersten Moment hatte er das Gefühl gehabt, jemand wollte ihm seinen Kopf von den Schultern reißen. So rasend schnell wickelte sich das Band der Bola um seinen Hals. Die Beschwerung durch die Kugeln sorgte zusätzlich für die Kraft, die nötig war, um das Seil um seinen Hals strammzuziehen.

Luft bekam er nicht mehr. Dann riß man ihn nach hinten. Er hörte ein böses Lachen, und im nächsten Augenblick verloren seine Beine den Kontakt mit dem Boden.

Der Inspektor prallte hart auf den Rücken. Daß er dabei noch mit dem Hinterkopf aufschlug, registrierte er nur mehr am Rande. Für ihn zählte es allein, die Schlinge von seinem Hals zu entfernen.

Die Hände hatte er frei. So hob er die Arme an und versuchte, seine Finger zwischen den Hals und den Würgestrick zu schieben, während er gleichzeitig nach hinten und damit über den Boden geschleift wurde.

Der Wunsch blieb Vater des Gedankens, denn die Schlinge hatte sich so eng um seinen Hals gelegt, daß es Suko nicht gelang, den Finger dazwischenzuschieben.

Atmen konnte er nur noch flach. Er hatte auch nicht die Zeit besessen, noch einmal tief einzuatmen, zu überraschend war der hinterlistige Angriff erfolgt.

Wenn Suko nicht elendig sterben wollte, mußte ihm in den nächsten Sekunden etwas einfallen.

Mit der Beretta konnte er nicht viel anfangen, auch nicht mit seiner Dämonenpeitsche, denn sein eigentlicher Gegner befand sich hinter ihm und war unerreichbar.

Nicht einmal seinen Stab konnte er einsetzen, denn Suko mußte ein bestimmtes Wort rufen, um die Waffe zu aktivieren. Durch das Würgeseil war es ihm nicht möglich, auch nur einen Laut hervorzubringen.

Er mußte sich demnach auf seine eigenen Hände verlassen.

Noch immer zerrte man ihn weiter über den Boden. In seinen Ohren brauste es bereits. Allmählich wurde die Atemnot schlimm. Sein Herz pumpte stärker, und er vernahm die Echos der Schläge in seinem Kopf.

Suko lag auf dem Rücken. Die Arme konnte er bewegen, und die

schlug er hoch.

Wenn seine Finger schon nicht zwischen Kehle und Seil schieben konnte, so mußte es ihm zumindest gelingen, den Strick hinter seinem Kopf zu fassen.

Er hatte Glück.

Plötzlich hielt er das dünne Seil zwischen beiden Händen, riß sich noch einmal zusammen und setzte seine gesamte Kraft ein, um dem drohenden Tod zu entgehen.

Sukos Gesicht war nur mehr eine Grimasse. Das Grauen hatte seine Züge gezeichnet und auch die Anstrengung. Wenn es ihm nicht gelang, mit der letzten Aktion einen Erfolg zu erzielen, war alles umsonst gewesen.

Er merkte, daß etwas geschah. Sein Krafteinsatz hatte sich gelohnt.

Sein Gegner an der anderen Seite hatte ebenfalls nicht loslassen wollen, das rächte sich nun.

Suko war stärker. Er hörte die trampelnden, taumelnden Schritte, wurde von Füßen getroffen und spürte, daß ein anderer Körper über ihn fiel. Es war die Person, die das Seil oder die Bola gehalten hatte. Suko merkte sehr schnell, daß es sich bei ihr um eine Frau handelte. Sie hatte ebenfalls keine Rücksicht gekannt, er durfte ebenfalls keine Rücksicht kennen und ließ die beiden gekrümmten Handkanten nach unten rasen.

Suko traf einen weichen Körper. Wo genau, konnte er nicht sagen, für ihn war jetzt wichtig, sich von der verdammten Würgeschlinge zu befreien, die ihm die Luft sperrte.

Da niemand mehr daran zog, gelang es ihm diesmal. Er schleuderte die Schlinge in die entgegengesetzte Richtung und schaffte es so, sich zu befreien.

Es war ein kaum zu beschreibendes Gefühl, als er endlich wieder tief durchatmen konnte. Noch hatte er Mühe, denn vor seinen Augen tanzte alles. Der Gang oder Stollen wurde zu einem verschwommenen Etwas, das auch nicht besser zu erkennen war, obwohl unter der Decke das Licht brannte. Suko hatte sich zur Seite gerollt und wäre am liebsten liegengeblieben, um sich zu erholen.

Zudem brannte sein Hals, als wäre eine lange Feuerzunge über die Haut gestrichen.

Er durfte es nicht. Die anderen wollten ihn vernichten, und sie würden alles daransetzen.

Er stemmte sich hoch.

Es war mehr ein Schwanken, denn er hatte das Gefühl, Gummi in den Beinen zu haben. Auch der Gang bewegte sich vor seinen Augen. Das Licht gab mehr Schatten als Helligkeit, in seinem Kopf hämmerten zahlreiche, kleine Bohrer, und sein Hals schien um das Doppelte angeschwollen zu sein.

Noch immer hatte er Mühe, Luft zu holen. Bei jedem Atemzug würgte es ihn. Jeder schritt wurde zur Qual, das Zittern in den Knien hörte nicht auf, es war einfach der Schock, der ihn jetzt noch nachträglich packte.

Aber Suko widerstand. Der Inspektor gehörte wirklich zu den härtesten Burschen, und er wollte nicht aufgeben, denn diese seltsame Familie würde es ebenfalls nicht.

Sie waren Feinde und würden es immer bleiben. Mit dem Rücken stemmte sich Suko gegen die Gangwand, bevor er sich drehte, um zu sehen, wo seine Gegner steckten.

Er sah sie nicht mehr!

Und auch die Bola war verschwunden. Die Frau hatte sie mitgenommen.

Dafür hörte Suko die Stimme. Es war Luigi, der sprach. Mit wem, konnte Suko nicht sehen und auch nicht verstehen, denn die Familie hatte einige Tricks eingebaut.

Zwischen ihm und der Luke befand sich ein Hindernis. Quer über die Gangbreite hatte sich ein stählernes Hindernis geschoben, durch das es für Suko kein Durchkommen gab. Die Stahlplatte war mehr als fingerdick. Suko stand vor ihr, trommelte mit den Fäusten dagegen und hörte nur die dumpfen Geräusche, die ihm gleichzeitig bewiesen, daß es unmöglich für ihn war, die Platte zur Seite zu schieben.

Sie lief auf einer im Boden eingelassenen Schiene und verschwand in schmalen Öffnungen in den beiden Wänden.

Der Chinese ging zurück. Er gab zu, daß die andere Seite die besseren Karten in den Händen hielt, und er konnte daran nichts ändern. Von John Sinclair und seinen Gegnern räumlich getrennt, war er völlig auf sich allein gestellt.

Zudem befand er sich auf einem feindlichen Gelände, denn dieses Schloß in der Toskana konnte für ihn leicht zu einer tödlichen Falle werden. Suko überlegte, wie er sich verhalten sollte. Nach vorn konnte er nicht, aber es mußte doch eine Möglichkeit für ihn geben, vielleicht von einer anderen Seite, in die Nähe seiner Gegner zu gelangen.

Bestimmt gab es nicht nur diesen einen Zugang zum Schacht.

Zuerst wollte Suko sehen, daß er aus dem Tunnel herauskam.

Möglicherweise hatten die anderen noch weitere Sicherungen eingebaut, und er wollte auf keinen Fall zwischen zwei Stahlwänden gefangen sein.

Deshalb lief er zurück.

Sein Gang war noch immer nicht normal. Nach wie vor hatte er unter den Nachwirkungen dieser Attacke zu leiden. Der Hals brannte, das dumpfe Gefühl in seinem Kopf wollte einfach nicht verschwinden, und auch seine Lungenflügel schmerzten, als er ein paarmal tief

durchatmete.
Mit einer derartigen Wende in dem Fall hatte er kaum gerechnet.
Der Inspektor war froh, als er den Stollen hinter sich gelassen und die normalen Räume erreicht hatte.
Er schritt durch den Barocksaal. Hier fiel ihm wieder die Stille auf.
Nur seine eigenen Schritte waren zu hören, und auch diese wurden manchmal durch Teppiche gedämpft.
Auf Zehenspitzen ging Suko weiter. Er wußte nicht, welche Überraschungen noch auf ihn lauerten, rechnete aber mit dem Schlimmsten.
In der Halle brannte noch das Feuer im Kamin. Die Flammen schienen ihn höhnisch anzugrinsen. Als Suko die Weingläser auf dem Tisch sah, verspürte er Durst.
Er trank sein Glas leer, hustete ein paarmal tief durch und merkte, daß es ihm besser ging.
Dann schritt er weiter.
Bisher hatte er wenig von diesem prächtigen Besitz der Familie kennengelernt. Suko rechnete allerdings damit, daß dieses Schloß noch einige böse Überraschungen oder Fallen für ihn barg.
Er würde sehen.
Wichtig war für ihn, in den Trakt zu gelangen, wo sich alles abgespielt hatte. Auf dem normalen Weg konnte er nicht hin, so blieb ihm nichts anderes übrig, als nach einem zweiten zu suchen.
Er sah die Treppe.
Sie lag im Dunkeln, doch Suko fand dort, wo sie begann, noch einen Schalter an der Wand.
Er ging hin und drehte ihn herum.
Kein Licht!
Und auch die Beleuchtung des Kronleuchters verlöschte im selben Augenblick.
Die Dunkelheit hüllte ihn ein wie einen Sack.
Vor der ersten Stufe blieb der Chinese stehen. Er glaubte nicht daran, daß dieser Lichtausfall auf eine natürliche Ursache zurückzuführen war, daran hatte jemand gedreht. Die Canottis wußten schließlich, daß sich Suko noch im Schloß befand und nicht erledigt war. Sie würden alles daransetzen, um dies nachzuholen.
Noch hatte Suko keine Verbindung zwischen Jane Collins, den Canottis und den goldenen Skeletten entdeckt. Dabei war er sicher, daß es so etwas geben mußte, nur war es ihm nicht möglich, sie zu finden.
Wenigstens vorerst nicht.
Der Inspektor stieg die breiten Stufen der Treppe nach oben. Bei jedem Schritt, den er zurücklegte, hatte er das Gefühl, seinem eigentlichen Ziel näherzukommen.

Das Wissen war plötzlich über ihn gekommen. Suko merkte, daß er sich in einer Welt bewegte, die er zwar als real ansehen konnte, die gleichzeitig aber irreal war und etwas in sich barg, was nur darauf wartete, an die Oberfläche zu gelangen.

Das geschah auch.

Die Skelette hatte der Inspektor bisher nicht gesehen, aber er bekam bestätigt, daß es sie gab.

Noch immer zeigten sie sich nicht. Dafür sandten sie ihre Aura aus, denn Suko verhielt seinen Schritt mitten auf der Treppe, als er an den Wänden und auch in ihnen einen helleren, golden flimmernden Schein sah.

Eine Hand hatte der Chinese auf den Knauf des Geländers gelegt.

Unbeweglich stand er da und spürte, wie sich der Schein verstärkte und ihn berührte.

Wie ein Seismograph Erdbebenstöße registriert, so nahm er das Fluidum der anderen auf.

Es waren Gedanken, Gefühle, die die Unbekannten ausstrahlten und ihn damit konfrontierten.

Er merkte, daß er innerhalb der Realität von einer anderen Welt umschlossen war.

Und diese Welt hatte einen Namen!

Über Sukos Rücken kroch eine Gänsehaut, als er ihn hörte. Er wollte kaum daran glauben, vor allen Dingen deshalb nicht, weil ihm die Familie Canotti bisher so normal vorgekommen war.

Dennoch gab es keinen Zweifel!

Jemand sprach mit ihm von einem längst versunkenen Kontinent – von Atlantis!

***

Vergessen war für mich Luigi Canotti, vergessen war der Schrei der Frau und auch das goldene Schimmern unter mir.

Ich sah nur eins.

Die Fliege!

Mit großen Killerbienen hatte ich es bereits zu tun gehabt, aber nicht mit einer monströsen Fliege, die sich mit ihren Füßen an den Seilen festgeklammert hatte und versuchte, ihren Kopf durch den Zwischenraum zu schieben.

Es wollte ihr nicht gelingen, dafür war die Distanz einfach nicht groß genug.

Ich starrte in ein übergroßes Auge.

Im Vergleich dazu war es größer als das eines Menschen. Und ich ging davon aus, daß die Fliege auf eine gewisse Art und Weise darauf programmiert war, Menschen anzugreifen.

Deshalb mußte ich sie töten.

Vielleicht konnte mich Luigi Canotti sehen, das spielte keine Rolle.

Ich zog trotzdem die Beretta.

Sehr genau zielte ich, wobei sich die Mündung auf das Auge der Fliege einpendelte.

Dann drückte ich ab.

Ich erschrak dabei selbst über den peitschenden Knall der Waffe und sah noch im selben Augenblick, daß ich einen Volltreffer gelandet hatte.

Die geweihte Silberkugel hatte ein Auge der Fliege zerstört. Eine geleeartige Masse sprühte nach allen Seiten hinweg und gelangte auch in den Käfig. Die Monsterfliege schaffte es nicht mehr, sich an der äußeren Seite des Seils festzuklammern. Sie ließ los und verschwand vor meinen Augen in der Tiefe. Den Aufschlag hörte ich nicht.

Das war noch mal gutgegangen. Jetzt, als ich die Waffe sinken ließ, spürte ich den Schweiß auf meiner Haut und gleichzeitig auch die Erleichterung, denn so wehrlos, wie es den Anschein hatte, war ich nicht.

Das hatte auch Luigi bemerkt. Von oben schallte mir seine Stimme entgegen. »Ich gratuliere dir, Schnüffler. Diese Fliege hast du geschafft. Es war aber auch leicht, wie ich zugeben muß. Ich bin nur gespannt, ob du auch bei den anderen Sieger bleibst.«

»Welche anderen meinst du?«

Er lachte wieder. »Die Fliege war nur ein kleiner Vorgeschmack auf das, was dich noch erwartet. Denn diese für uns heutige Menschen monströsen Tiere haben in einer anderen Zeit und in einem anderen Land alle existiert. Da hat man sie als völlig normal bezeichnen können. Ich will es dich nicht weiter raten lassen, denn du wirst es nicht wissen können, aber das Land, von dem ich spreche, heißt…«

»Atlantis!« vollendete ich.

Ein »Ja« preßte der andere noch hervor, dann verschlug ihm die Überraschung die Sprache.

»Wundert es dich?« rief ich.

»Ich gebe zu, daß es mich wundert. Ich hätte nicht gedacht, daß du dieses Land kennst.«

»Ich war sogar schon dort.«

»Wieso?«

»Durch eine Zeitreise. Zudem ist mir bekannt, daß Atlantis seine Spuren auch in der heutigen Zeit hinterlassen hat. Man muß nur die Augen offenhalten, um sie zu finden.«

»Du hast recht. Atlantis hat ein Erbe hinterlassen. Überall auf der Welt kann man es finden, unter anderem auch hier!«

»Das habe ich mir gedacht«, erwiderte ich cool. »Wahrscheinlich haben auch die drei goldenen Skelette damit zu tun.«

»Richtig. Und auch das, was unter dir liegt. Tief unter dir, kann ich

dir sagen.«

»Was ist es?«

»Der Sumpf!«

Im Moment war ich auf dem falschen Dampfer. Es gab da zwar gewisse Assoziationen zu dem Begriff Sumpf, dennoch wußte ich nicht, wo ich diese hinstecken sollte.

»Du weißt es nicht, wie?« Luigi merkte, was los war.

»Dann hilf mir auf die Sprünge.«

»Ich hätte auch Höllen- oder Todessumpf sagen können. Weißt du nun Bescheid?«

Jetzt fiel der Penny bei mir tatsächlich. Natürlich, der Höllensumpf.

Ich hatte schon davon gehört und ihn sogar gesehen, als ich mich auf dem Planet der Magier befunden hatte. Dort war der Sumpf zu sehen gewesen, und ich wußte auch, daß einer meiner größten Feinde dort geboren worden war.

Der Schwarze Tod!

»Na, weißt du nun Bescheid?« fragte Luigi.

»Ja, ich habe mich erinnert.«

»Das freut mich. Dann wirst du auch wissen, wie gefährlich der Sumpf ist. Und nicht alles, was sich in Atlantis befand, ist auch von den gewaltigen Wassermassen verschlungen worden. Ich komme wieder auf das Erbe zurück. Es existiert, und unter dir, John Sinclair, befindet sich ein kleiner Rest des Todessumpfs, der einmal zu Atlantis gehört hat und der zum Glück überlebte. Das alles haben wir Canottis erfahren, als wir das Schloß übernahmen, das unsere Vorfahren auf den Sumpf gebaut hatten. Aber uns erst ist es zuteil geworden, die alten Kräfte zu wecken. Atlantis lebt. Wir spüren es genau, wir sind in seinen Einfluß geraten und werden da weitermachen, wo der Schwarze Tod aufgehört hat.«

»Und die drei Skelette?« fragte ich.

»Auch sie haben die Zeiten überstanden. Sie waren gefangen innerhalb eines gewaltigen Sumpfgeländes, und sie haben etwas offengehalten, das man als Tor der Zeiten bezeichnen kann.«

Ich verstand. Der Sumpf war nicht nur gleichzeitig ein gefährliches Gebiet, sondern auch ein Tor der Zeiten. Wenn jemand hineinfiel, konnte es ihm passieren, daß er irgendwo in der Vergangenheit landete.

Im alten Atlantis oder noch früher.

»Na, hast du begriffen?« fragte mich Luigi.

»Ja.«

»Dann wirst du dir auch vorstellen können, daß die drei goldenen Skelette begierig darauf sind, jemanden kennenzulernen, der ihren Herrn und Meister getötet hat.«

Das war neu für mich. »Gehörten die Skelette zum Schwarzen Tod?«

fragte ich.
»Natürlich.«
»Und sie haben überlebt?«
»Genau. Mit ihnen gleichzeitig ihr magisches Wissen, das sie sich im Laufe der Zeit erworben haben. An mich gaben sie es weiter. Sie waren die Meister der Monstren, der unheimlichen Tiere, der Riesenfliegen und der Riesenwürmer…«
»Auch der Riesenratten?« fragte ich dazwischen.
»Sicherlich, auch das. Obwohl ich daran nicht gerade unschuldig bin, denn ich habe dafür gesorgt, daß ein Freund von mir das Wissen dieses alten Kontinents bekam. Der Freund lebte in Frankreich und führte die entsprechenden Versuche durch. Es gelang ihm tatsächlich, aus den normalen Tieren Riesenmonstren zu machen. Leider stellte er sich auf die falsche Seite. Er bändelte mit Asmodis an, das war sein Fehler, denn der Teufel hatte in Atlantis nichts zu suchen. Pierre mußte dafür bezahlen. Wir erfuhren von seinem Tod und sorgten dafür, daß die Personen, die daran beteiligt waren, hierherkamen.«
»Das waren also wir«, sagte ich.
»Aber nicht allein. Du hattest vorhin von einem Schrei gesprochen. Es stimmt, er ist tatsächlich aufgeklungen, und ausgestoßen hat ihn ein Mädchen, das ebenfalls in Paris dabei und sogar mit Pierre Trudot befreundet gewesen war. Erinnerst du dich?«
Und ob ich mich daran erinnerte!
»Claudine Auber!«
»Ja, das stimmt. Die kleine Claudine. Sie hätte sich einen anderen aussuchen sollen, nur nicht Pierre. Jetzt muß sie dafür die Zeche bezahlen, zusammen mit dir. Sie befindet sich in deiner Nähe. Genau unter dir, und du wirst ihr bald Gesellschaft leisten können. Sie erlebt bereits etwas von dem Grauen, das auch auf dich wartet, denn ihr werdet gemeinsam im Sumpf oder im Tor der Zeiten verschwinden. Das ist die Rache der goldenen Skelette. Sie warten darauf, euch umbringen zu können. Ein gigantischer Plan, der allmählich seiner Vollendung entgegenreift. Du wolltest die drei goldenen Skelette finden, bald wirst du bei ihnen sein, das verspreche ich dir.«
Ich wollte noch etwas sagen und fragen, da begann der Käfig, in dem ich steckte, zu schwanken. Auch die straff gespannten Seile an den Seiten bewegten sich. Sie zuckten und tanzten auf und nieder.
Ich ahnte Schlimmes und sollte recht behalten.
Plötzlich passierte es.
Der Boden unter meinen Füßen fiel weg!

***

Claudine Auber sah die Monsterfliege über ihrem Kopf in die Höhe steigen und verschwinden. Ein Monstrum weniger. Aber der

unheimlich Wurm oder die Raupe war noch vorhanden.

Der dicke, glitschige Arm war auf die kleine Insel geklatscht, auf der sie lag. Getroffen worden war sie nicht von ihm, aber er lag so dicht neben ihr, daß sie nur die Hand auszustrecken brauchte, um ihn zu greifen.

Ein Ausdruck des Ekels streifte über ihr Gesicht. Der Mund war verzogen, die Augen weit aufgerissen, als sie auf die pulsierende Masse neben sich schaute.

Sie war so mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, daß sie die Stimmen über sich zwar hörte, aber nicht verstehen konnte, was gesagt wurde.

Dann fiel etwas aus der Höhe nach unten. Claudine wurde für einen Moment abgelenkt. Sie sah den Gegenstand auf die Oberfläche des Sumpfs klatschen. Einige Tropfen spritzten noch in die Höhe, dann öffnete sich der Sumpf genau an der Stelle, wo die Fliege aufgeprallt war. Innerhalb einer Sekunde hatte der Höllensumpf das mutierte Insekt verschluckt und Claudine demonstriert, was mit ihr geschehen würde, wenn sie die kleine Insel verließ.

Der Sumpf lauerte nur darauf.

Und dann griff die Raupe an.

Claudine konnte einen Schrei nicht unterdrücken, als sie auf ihrem Oberschenkel einen Druck spürte, der von diesem unheimlichen Wesen ausging. Der lange Arm bewegte sich noch auf ihrem Bein und scheuerte hin und her. Es war grauenhaft.

Das Mädchen saß wie erstarrt, hatte die Arme halb erhoben und mußte unbeweglich zusehen, wie sich die Riesenraupe immer weiter vorschob und von ihrem Körper Besitz ergriff.

Mittlerweile hatte das Wesen sogar ihre Hüfte erreicht und begann damit, sie zu umschlingen.

Claudine war klar, was dies bedeutete. Die Raupe ähnelte einem Lasso, das sich um ihren Körper schlang, um sie mit den gewaltigen Kräften in den Sumpf zu ziehen.

Soweit wollte sie es nicht kommen lassen. Zumindest wollte sie sich gegen diese Umklammerung wehren. Mit beiden Händen griff sie zu.

Aber die Raupe war einfach zu dick. Auch mit zehn Fingern gelang es Claudine nicht, sie zu umschlingen.

Zudem hatte sie das Gefühl, in eine weiche, dennoch widerstandsfähige Masse zu fassen, deren Druck sie nichts entgegensetzen konnte. Sosehr sie sich auch anstrengte, die aus dem Höllensumpf kriechende Raupe war stärker als Claudine.

Durch den Gegendruck wurden die Arme Claudines nach hinten gepreßt, so daß sie auf den Rücken fiel. Dabei hatte sie furchtbare Angst, über die Kante und damit in den Sumpf zu rutschen. Deshalb ließ sie das monströse Gebilde los, damit sie beide Hände frei bekam,

um sich abzustützen.
Das gelang ihr auch.
Dafür bot sie der grüngelb schimmernden Raupe eine größere Angriffsfläche, die das Tier sofort ausnutzte. Diesmal wehrte Claudine sich nicht. Die Raupe glitt an ihrer Hüfte entlang, schlug an der anderen Seite einen Bogen und schloß die Klammer.
Claudine wollte ihre Angst hinausschreien, allein ihr fehlte die Kraft.
Statt dessen schaute sie auf die Skelette an der Wand, die ihren Kampf beobachteten.
Sie weideten sich an der Angst des Mädchens. An Claudine wollten sie sich rächen für etwas, das sie nicht zu verantworten hatte.
»Der Sumpf!« vernahm sie ein dumpfes, gänsehauterzeugendes Flüstern.
»Der Sumpf wird dich holen. Die andere Zeit wird dich verschlingen, und die Vergangenheit wird zu deinem Grab werden…«
Andere Zeit… Vergangenheit … Grab. Claudine hörte alle dies, aber sie erfaßte es nicht. Das alles war ihr zu weit hergeholt, zu unbegreiflich.
Für sie zählte die Realität.
Und die sah böse aus.
Claudine Auber merkte nämlich, wie die Kraft der monströsen Raupe zunahm und das Tier sie allmählich zum Rand der Insel zerrte.
Die Klappe unter meinen Füßen war weg!
Jetzt hätte ich eigentlich fallen müssen. Das geschah auch, dennoch gelang es mir, mich im letzten Augenblick nach vorn zu werfen, so daß ich, bevor ich in die Tiefe rasen konnte, einen der harten Stricke an der Seite zu fassen bekam.
Eisern hielt ich fest.
Ich schwebte über dem, was Atlantis hinterlassen hatte: über dem gefährlichen Todessumpf. Und nur eine Armeslänge von mir entfernt baumelte der Boden, der mir noch bis vor Sekunden den nötigen Halt gegeben hatte.
Das war nun vorbei.
Es dauerte ein wenig, bis mein Körper ausgependelt war. Dafür hörte ich anschließend wieder die Stimme des jungen Luigi. »Gratuliere, Sinclair, das hat noch keiner vor dir geschafft. Du besitzt wirklich ein tolles Reaktionsvermögen. Alle Achtung!«
Eine Antwort bekam er nicht, denn ich wollte meine Kräfte sparen.
Luigi fuhr fort: »Nun frage ich mich, wie lange du es in dieser Haltung aushalten wirst.«
Das fragte ich mich auch. Jetzt schon spürte ich das heftige Ziehen in meiner rechten Schulter, denn mit der rechten Hand hatte ich zugegriffen und meine Finger um das Seil geklammert.
»Irgendwie freue ich mich, daß es dir gelungen ist, das Seil zu

fassen«, erklärte mir Luigi voller Triumph. »So kann ich einige Spielchen durchführen, die ich bisher noch nicht in der Praxis und am lebenden Objekt ausprobiert habe. Es ist wirklich sehr gut gelaufen.«

Was er mit diesen Spielchen meinte, erfuhr ich in den nächsten Sekunden, und ich war nicht begeistert.

Der Korb, an dem ich nach wie vor hing, begann zu wackeln und zu schwingen. Dieser Luigi mußte irgendeinen Kontakt ausgelöst haben, der den Korb in diese arhythmischen Bewegungen versetzte.

Ich war das Opfer.

Einmal näherte ich mich der rechten Seite des Schachts, und beim Zurückschwingen wieder der anderen. Es war ein gefährliches Spiel, und schon bald prallte ich gegen die Wand. Gleichzeitig wurde ich in die Höhe gezerrt und durchgeschüttelt, aber ich lies nicht los.

Luigi verdoppelte seine Anstrengungen. Der Korb geriet in größere Schwingungen, so daß es mir nicht mehr möglich war, einer der beiden Wandseiten auszuweichen.

Voll klatschte ich dagegen.

An den Knien spürte ich den Schmerz ebenso wie an der Schulter und auf der Brust. Dennoch durfte ich nicht loslassen. Wenn ich fiel, würde mich der Sumpf verschlingen.

Der Rückschwung packte mich. Mit dem Kreuz hieb ich gegen die anderen Schachtseiten, prallte noch mit dem Hinterkopf gegen eine Kante, sah Sterne und merkte kaum, daß ich wieder vorschwang.

Diesmal erwischte es mich noch härter.

Brust, Kinn und Knie wurden in Mitleidenschaft gezogen. Ich stöhnte, obwohl ich es nicht wollte, aber der Aufprall war einfach zu hart gewesen, und ich wurde wieder nach hinten geschleudert.

Aus der Höhe hörte ich das Schreien. Luigi gebärdete sich wie ein Wahnsinniger. Er schien alle Teufel der Hölle anzurufen, damit sie ihm beistehen, er verfluchte, er verwünschte mich, und gleichzeitig, als ich gegen die Wand schlug, riß er den verdammten Käfig wieder in die Höhe.

Diesmal schaffte ich es nicht mehr.

Mein Arm war schon so gut wie abgestorben. Ich spürte die Hand nicht mehr, die Faust öffnete sich automatisch. Ich hatte keinen Halt mehr und raste in die Tiefe.

Mein Ziel war der Höllensumpf, die Geburtsstätte des Schwarzen Todes!

***

Suko hatte das Gefühl, durch ein verwunschenes Schloß zu schreiten.

Zwar kam er sich nicht vor wie ein Märchenprinz, doch im Innern des Gebäudes schien sich einiges verändert zu haben.

Er ging und schwebte trotzdem.

Es kam ihm vor wie ein Fliegen oder Schweben, und er war umhüllt von zahlreichen Stimmen.

Ein Begriff kristallisierte sich immer stärker hervor.

Atlantis!

Es lebt! Es muß leben. Es darf nicht untergehen. Atlantis ist die Rettung für die Großen Alten. Der Untergang darf einfach nicht endgültig für uns sein. Wir kommen…

Vergeblich suchte Suko nach den Sprechern. Sie waren überall, leider nicht sichtbar, nur ihr Geist erfüllte das Schloß.

Die Treppe hatte der Chinese hinter sich gelassen und erreichte einen großen Saal. In seiner Mitte blieb er stehen. Große Bilder hingen an den Wänden. Es waren Gemälde, wie man sie vor Hunderten von Jahren geliebt hatte, denn ihre Motive beschäftigten sich mit Kriegen, Tod und Schlachten. Zumeist waren die Sieger abgebildet.

Ihre Feinde lagen, von den Klingen durchbohrt, im Staub.

Von seinen Gegnern hatte der Chinese nichts mehr gesehen. Die Familie Canotti hielt sich verborgen. Sie wohnte zusammen mit dem Unheimlichen, das von dem Schloß Besitz ergriffen hatte.

Bis auf einige hochlehnige Stühle war der Raum leer. Er hatte große, hohe Fenster. In den freien Flächen zwischen ihnen hingen die gewaltigen Kolossalgemälde.

Und Suko sah das schwache goldene Leuchten, das aus den Wänden strahlte. Er konnte sich keinen Reim darauf machen und nur raten. Es mußte der Geist der Skelette sein, der sich hier häuslich niedergelassen hatte. Dabei war Suko nur unterwegs, um einen Ausweg zu finden, denn er wollte seinen Freund John Sinclair nicht im Stich lassen.

Vor ihm war weder etwas zu hören noch zu sehen.

So war der Inspektor nach wie vor völlig auf sich allein gestellt.

Atlantis…

Wieder vernahm er das geflüsterte Wort, das aus den Lautsprechern einer Stereoanlage an seine Ohren zu dringen schien. Wo er auch hinhorchte, stets war von diesem versunkenen Kontinent die Rede. Aber in welch einer Beziehung zur Familie Canotti stand er?

Suko mußte die Leute finden!

Er kümmerte sich nicht um die geflüsterten Worte, sondern durchquerte mit festen Schritten den Raum. Am Ende hatte er eine Tür gesehen, die er aufstieß.

Ein weiterer Raum lag dahinter.

Er war eingerichtet.

Suko sah einen Schrank, zwei Tische und drei Sessel.

Und in den Sesseln saßen sie.

Die Canottis.

Nur hatten sie sich verändert.

Aus den Menschen waren goldene Figuren geworden!

***

Ich fiel!

Es war schrecklich.

Mein Herzschlag hatte ausgesetzt, um sich im nächsten Augenblick wieder zu beschleunigen. Zum Glück fiel ich senkrecht und mit den Füßen voran in die Tiefe, so daß nicht die Gefahr bestand, mit dem Kopf zuerst auf den Sumpf aufzuschlagen.

Dennoch konnte diese Oberfläche, auch wenn sie weich war, so reagieren wie harter Beton.

Das alles schoß mir in Sekundenbruchteilen durch den Kopf, und ich sah meine Lebensaussichten schwinden.

Zuletzt hörte ich noch einen gellenden Schrei, sah etwas im Bruchteil einer Sekunde an mir vorbeihuschen und spürte im nächsten Augenblick einen Widerstand.

Ich kam auf – und tauchte ein.

Dabei rechnete ich damit, mir alle Knochen zu brechen. Das geschah zu meiner Verwunderung nicht. Der Sumpf schien sich genau an der Stelle geöffnet zu haben, wo ich in ihn hinein tauchte, und mein rasender Fall verlangsamte sich zu einem Schweben, das auch irgendwann einmal aufhörte.

Ich stand still.

Es war unmöglich und unerklärbar für mich, aber eine Tatsache.

Ich fiel nicht mehr weiter, und das Gegenteil von dem trat ein. Ich wurde in die Höhe gedrückt.

Langsam, aber ständig näherte ich mich dem Punkt, wo ich eingetaucht war. Und plötzlich veränderte sich auch die Umgebung. Ich konnte wieder sehen, entdeckte das goldene Leuchten, das sich auch auf mein Gesicht gelegt hatte, und als ich den Kopf bewegte, sah ich zum ersten Mal die drei, die ich so sehr gesucht hatte.

Es waren die goldenen Skelette!

In der Wand des Schachts hielten sie sich auf. Dabei standen sie so, daß sie mich eingekreist hatten und mich trotz ihrer leeren Augenhöhlen beobachten konnten.

Mir stockte der Atem, denn nicht allein die Skelette sah ich, sondern auch eine alte Bekannte.

Claudine Auber hockte auf einem runden Holzbrett, das auf dem Sumpf schwamm. Sie befand sich in einer schrecklichen Situation, denn so etwas wie eine Riesenraupe war aus dem Morast gestiegen und hielt sie umklammert.

Sie saß da wie ein Bildnis, hielt den Arm ausgestreckt, wobei die Fingerspitzen auf mich wiesen, als sähe sie in mir ihren letzten Rettungsanker. Ich konnte ihr nicht helfen, denn die anderen Kräfte

hatten mich zur Bewegungslosigkeit verdammt.

Die Skelette hatten gewonnen.

Das erklärten sie mir auch.

Ob nur ein Skelett allein sprach oder alle drei, das konnte ich nicht sagen. Jedenfalls gingen mir ihre Worte unter die Haut.

»Willkommen bei uns, Geisterjäger John Sinclair. Wir haben lange darauf warten müssen, um denjenigen kennenzulernen, der es geschafft hat, unseren Herrn und Meister, den Schwarzen Tod, umzubringen. Nun ist es soweit. Und wir können ihn endlich rächen. Der Höllensumpf wartet auf dich und dieses Mädchen, Geisterjäger…«

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 020 »In dieser Straße wohnt die Angst«